

Der

Deutsche Merkur.

Des zwaynten Bandes
Drittes Stück.



Junius 1773.

Frankfurt und Leipzig,
Im Verlag der Gesellschaft.



Der
Deutsche Merkur.

Junius 1773.

I.

Fortsetzung der Nachrichten
vom
Zustande des deutschen Parnasses.



Siehe II. Band. 2tes Stück S. 150.

Durchwandern wir nunmehr die einzelnen Provinzen des Dichterreichs, und machen vom Dramatischen Gebiete den Anfang! Wir müssen gestehen, bey aller Geschäftigkeit, mit der man es anzubauen scheint, dünkt uns dieses noch immer sehr öde. Eine Emilia Galotti ist eine Erscheinung, welche mit allem dem, was wir in diesem Fache zu sehen gewohnt sind, einen so starken Absatz macht, daß sie durch die Vergleichung
N 2 bey



beynahe eben so viel zu verlieren scheint als sie gewinnen sollte. Jedermann stümpert, aber keiner will sich einem Berufe völlig weihen, der so wenig Dank und gar keinen Vortheil bringt. Ein kaltsinniges und wankelmüthiges Publikum, unvollkommne Schauspieler-Gesellschaften, könnten auch die muthigsten Genien abschrecken. (6) Von dieser oder jener Vorstellung erhitzt, eilt hier und da ein roher Jüngling nach Hause, und wirft seine ersten Einfälle aufs Papier. Dann fliegen Plaudereyen in die Welt, wie vor kurzem zu Leipzig bey Büschel unter dem Titel Schauspiele gedruckt worden, die auch den langmüthigsten ungeduldig machen müssen. Dieses Unheil vermehrt der Trupp der Recensenten, wovon die wenigsten Kenntnisse des Theaters besitzen. Wir kennen kein deutsches Schauspiel, von so geringem Werthe es auch seyn mag, das nicht irgend einen Lobredner gefunden hätte. Was Wunder also, daß die Autoren nie zur gehörigen Selbsterkenntniß gelangen? Der Verfasser der empfindsamen Reisen durch Deutschland hatte unter andern Schnacken auch eine Reihe, wie es ihm deuchte, sehr komischer Gespräche eingeschaltet. Ein Kritiker prophezehte daraus sogleich einen deutschen Goldoni. Zu geschweigen, daß wir doch wohl berechtigt sind, mehr als einen Goldoni zu verlangen; jener Verfasser warf sich zum komischen Dichter auf, ohne einen andern Beruf, als daß ihm spaßhafte Reden ziemlich leicht aus der Feder flossen.

flossen. Ausserdem brüstete er sich noch auf den, wie er glaubte, neuen Gedanken, daß er die verjähreten Heyrathen von der Bühne verbannt habe, ohne doch ein ander stärkeres Interesse an deren Stelle zu setzen.

So sehr man es bedauern muß, daß der Verfasser des dankbaren Sohnes sich bisher immer nur noch kleinen Stücken gewidmet hat, (7) so müssen wir doch schon damit zufrieden seyn, daß er die Hand von unsrer Bühne nicht ganz abzieht. Sein kleines Stück, der Diamant, wovon die Idee noch dazu einem Franzosen gehört, ist bey aller seiner Kleinheit noch das wichtigste Geschenk dieses Jahres, das wenigstens alle die beschämen sollte, welche den dramatischen Dialog für die leichteste Arbeit von der Welt halten. Noch immer schwanken wir meistens zwischen Franzosen und Britten hin und her. Ob es uns gleich nicht an Mustern fehlt, wie wir uns das Gute von beyden zu eigen machen können, so verdammen wir uns doch noch immer zu sklavischen Kopien; ja (was noch schlimmer ist) der Macbeth, der vor kurzem zu Wien naturalisirt worden, rechtfertiget alles Böse in vollem Maasse, was eine Unglück-weissagende kritische Krähe schon vor mehreren Jahren dem deutschen Theater prophezehte, als die bekannte Uebersetzung des Shakespears heraus kam.

Aus dem fünften Theile des englischen Theaters hat der unter dem Titel die Gunst der Für-

N 3

sten



sten aus vier englischen Stücken dieses Inhalts zusammen geschmolzene Esser zu Potsdam grossen Beyfall erhalten. Vielleicht würden noch mehrere englische Stücke gleiches Schicksal haben, wenn sie alle, wie der Westindier übersezt, und nicht, wie kürzlich die ehrgeizige Stiefmutter, von Rowe, verunstaltet würden. Indessen wird doch aus unzähligen Ursachen der englische Geschmack nie die allgemeine Herrschaft des französischen erlangen, der unsre Bühne so sehr tyrannisiert, daß alle französische Moden auch bald die unsrigen werden. Nachdem wir des Moliere, gleich den Franzosen, überdrüssig geworden, nachdem Des Touches Feinheiten keine Wirkung mehr thun, nachdem wir die französischen Theaterspiele langweilig zu finden angefangen, setzen wir uns freywillig noch einer grössern Langeweile bey ihren Dramen aus, wo wir für eine oder zwo gute Scenen, präciöse Haranguen oder leeres Spectakel ausdauren müssen. Nicht genug, daß man solche Schauspiele übersezt, wie man erst neulich ein sehr frostiges, Johann Hennings betitelt übersezt hat; man bemüht sich sogar, wo möglich noch frostigere nachzumachen. (8) Wenn alle Rollen in den Dramen mit Eckhofs besetzt werden könnten, so würden sie vielleicht bald alle Arten von Schauspielen verdrängen: Aber, da sie oft in der Aufführung noch langweiliger als in der Lectüre ausfallen, so darf man sich nicht wundern, wenn die Zuschauer sich zugleich einer andern französischen Mode ergeben,

der

der unsre Schauspieler eher gewachsen sind, (9) und wo sie auf alle Fälle durch die Musik entschädigt werden. Wir haben den Herren Weisse und Heermann einige sehr vorzügliche Stücke in diesem Fache zu danken, und wenn alle, welche sich darinn versuchen wollen, so viel innern Beruf dazu hätten, als diese beyden Dichter, so möchten wir es kühnlich mit den Marmontels und Sedaines aufnehmen können. (10) Aber bey dem Heißhunger des Publikums nach Operetten drängen sich allerley Leute hinzu, ihn zu befriedigen. Der Verfasser eines gewissen Dinges: Martin Velten, gleicht einer Marktenderin, welche einem ganzen Lager zumuthen will, verdorbne Schwaaren als Delikatessen zu bezahlen. Verlegne Papiere längst verstorbner Personen werden hervor gesucht, weil sie sich jetzt unter dem Titel Operetten verkaufen lassen, wie das Beyspiel vom Poltis beweist. Schauspiele, welche die Zuschauer satt worden waren, dürfen nur mit Arien verziert werden, und sie werden, wie neue, besucht. Eine solche Verwandlung ist mit dem Krieg von Goldoni vorgegangen. Alles dieses liesse sich gelassen ertragen, wenn uns die komische Oper deutsche Sänger bildete. Dies scheint sie zwar noch nicht gethan zu haben, indessen hat sie doch vielleicht unsre Sprache musikalischer machen helfen. Beyde Betrachtungen bewogen unstreitig den Verfasser der Alceste, einen Versuch in der hohen Oper zu machen. (11) Würde seine Bemühung von Sängern

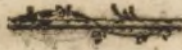
gern unterstützt, so liesse sich davon, auffer so vielen andern Vortheilen, auch dieser hoffen, daß das lyrische Trauerspiel unsre Zuschauer zu dem tragischen Geschmacke zurück brächte. Aber wie kan man das in einem Lande hoffen, wo sogar eine Galotti einen Vertheidiger braucht, wie sie kürzlich an dem Verfasser der Brochüre: Ueber einige Schönheiten der Emilia Galotti, gefunden hat? und wo man eben dieses Stück so leicht tadelt, als kürzlich in einem gewissen Theatremagazin geschehen ist.

Unsre lyrische Dichtkunst blüht noch immer am meisten, ob sie gleich, die Almanache abgerechnet, dieses Jahr noch wenig Zuwachs bekommen hat. Das Wichtigste (denn Weissens Aerndtelied, und Mastaliers Ode auf Theresien sind nur fliegende Blätter) ist unstreitig die Feyer des letzten Abends vom Jahr 1772. Der Titel könnte einen Kopisten der Barden und insbesondre der denischen Bardenseyer verrathen: Aber der Verfasser ist seinen eignen Weg gegangen. Noch etwas gedrängter und gedankenreicher hoffen wir seine künftigen Versuche zu sehn. Der Hendecasyllaben haben wir bereits oben gedacht; sie paraphrasiren größtentheils die Ideen des Kattull; meistens hat sich der Verfasser im Tone zu erhalten gewußt. Eine unglückselige Frucht von einer fleißigen Lectüre von Klopstock, vermischet mit dem, was dem Verfasser aus so mancherley andern lyrischen Dichtern hängen geblieben, ist

eine Rhapsodie, die alles Abenteuerliche übersteigt, das wir je gesehen, und die den Titel Faunenhöhle führt. Das Je unnatürlicher je besser ist leider der Wahlspruch unsrer meisten Jünglinge geworden; und könnten sie es dahin bringen, daß man einen solchen Mischmasch von allerley Tönen schön fände, so würde bald alle Harmonie verschwinden.

Die übrigen Fächer sind noch zu leer, als daß wir sie einzeln betrachten könnten. Dafür wollen wir eine allgemeine Satyre über die Moden unsres Parnasses, eine, leider nur zu kurze Rhapsodie in Knittelversen empfehlen, die alle die beherzigen möchten, welche dieses Jahr den Musenberg hinauf zu kommen gedenken. Gleich allgemein ist gewissermassen Herrn Eberts vortrefliche Epistel, womit er die überrascht hat, die ihn längst den Kamönen abgestorben glaubten. Er wirft nemlich zufriedne Blicke in die Epoche unsrer Poesie zurück, die er mit Stiften helfen, und drückt seine Freude über den Fortgang aus, den sie seitdem gehabt.

Die Uebersetzungen der Alten, welche sich noch immer mehr vermehren, sind in sofern angenehme Phänomene, weil es scheint, daß auch die, welche der alten Sprachen nicht mächtig sind, immer begieriger werden, die grossen Genies des Alterthums, die man ihnen so oft rühmt, näher kennen zu lernen. Wenn auch nicht immer Ramlers und Mastaliers Uebersetzungen, so wird doch immer die



Bahn gebrochen, und der Muth, womit man sich
 so gar an Stücke wagt, die gerade zu für unüber-
 festlich erklärt worden, ist immer löblich. So
 hat man sich an die tragischen Chöre (12) und
 an die Lustspiele des Aristophanes gewagt,
 Gedichte, die noch viele Versuche erfordern, ehe
 sie vollkommen übersezt werden können. Daß
 wir so viele schlechte Uebersetzungen der Aeneide
 haben, ist betrübt genug, aber noch betrübter, daß
 sie erst kürzlich zu Greifswalde noch mit einer
 neuen, doch zum Glücke nur vom ersten Buche,
 vermehrt worden. Nicht allein seichte Privat-
 urtheile über die grossen Geister der Alten sind die
 traurigen Früchte solcher Uebersetzungen, sondern,
 da bey uns jeder sein Urtheil drucken läßt, auch
 öffentliche Verhöhnungen derselben. Die Kürts-
 nerische Iliade gehört immer zu den sehr les-
 baren Uebersetzungen; aber was für seltsame Be-
 griffe hat sie dem Verfasser der Anmerkungen
 über die Iliade beygebracht, der gerade zu be-
 kennt, daß er den Homer blos aus jener Ueberse-
 zung kenne? Wer hätte glauben sollen, daß noch
 jemand unter uns solche Raisonnemens über den
 Homer laut werden lassen dürfte? Legt man diese
 Anmerkungen neben die Untersuchung von Wood
 über Homers Originalgenie, wie demüthig müs-
 sen wir dann bekennen, daß wir noch immer die
 besten kritischen Abhandlungen von den Auslän-
 dern entlehnen müssen? Wood ist durch den Tod
 verhindert worden, uns mehr als Fragmente zu
 geben, und dennoch macht er uns wichtigere Ent-
 deckungen, als wir in allen den zahlreichen Auf-
 sätzen

fäßen finden, die seit 1766. unter uns über den Homer erschienen sind. Wir bleiben an lauter ausserwesentlichen Dingen hängen, der Britte dringt in den Geist selbst ein. Legt man Ziegens Beurtheilung der Ramlerischen Oden (denn immer noch beurtheilen wir, was wir nicht verstehn) gegen die tiefsinnigen Untersuchungen von Burke, die sich in der Garvischen Uebersetzung wie ein Original lesen lassen; so müssen wir die Augen niederschlagen. Wann werden Webb, und Hurd, und Browe und Burke, und was wir sonst bisher für vortrefliche Werke aus dem Englischen übersezt haben, unsre einheimischen Kritikaster abschrecken? Wir haben einen Lessing, aber er erscheint nur selten auf der Bühne, und läßt Werke wie Laokoon unvollendet. Wir können diesmal von ihm nichts, als seine Entdeckung von der ersten Ausgabe der Sabeln der Minnesinger anführen. Beurtheilungen, wie die des Mevius in der allgemeinen Bibliothek, und die von Gesner in der Leipziger; Betrachtungen, wie in der letztern über die zufälligen Ursachen, welche auf die Bildung unsres Geschmacks einen Einfluß gehabt haben, müssen uns für den Mangel grosser Werke trösten.

Man rechne die Leipziger und die allgemeine Bibliothek ab, die allein die Kritik noch aufrecht erhalten, und sehe sich dann um, was die Klagen über unser Journalwesen, die Spöttereien über die Recensionsfabriken, das herabgesetzte Ansehen der feilen Richter, ihre eigne Verkleinerung
unter

unter einander gefruchtet haben. Noch immer umschwirren uns von allen Seiten die Urtheile der Halbfenner und Nichtfenner, die aus Leidenschaft oder Gewinnsucht sich zu Censoren aufgeworfen haben. Ganze Magazine sind errichtet, wo jeder Anfänger seine Vorübungen, jeder Schwäger sein Gewäsch, jeder beleidigte Schriftsteller seine Rache anbringen kan. So gar den Damen muthet man jeso zu, daß sie die kritischen Kruditäten genießsen sollen, vor denen den Männern eckelt. Kaum erschien im vorigen Jahre eine Zeitung, welche ein Beyspiel gab, daß sich in Zeitungen auch denken lasse, so verschwand sie in diesem Jahre wieder; vielleicht weil die Verfasser selbst verzweifelten, sich in ihrem überspannten Tone zu erhalten. Dieser und anderer Fehler unerachtet, welche die Leipziger Bibliothek zur Gnüge gerügt hat, wäre ihre Fortdauer gar sehr zu wünschen gewesen. Jetzt würde der Wandsbeckers Bote, wenn er fleißiger Bücher beurtheilte, wieder ohne Nebenbuhler seyn. Der Almanach hat nicht nur am Theatralalmanach, sondern auch am Kunstalmanach bereits Nachahmer gefunden. Weiter dürfen wir die deutsche Kritik nicht verfolgen, wenn wir nicht auf Gedankenlosigkeiten und Scurrilitäten herabkommen wollen. Wir schweigen daher von dem Wiener Briefe über die Klostische Korrespondenz, (worinnen nicht etwa blos das Unternehmen, Privatbriefe drucken zu lassen, gerügt, sondern eine Dame persönlich angegriffen wird) von dem Desert zu gewissen Devisen, von des Landpriesters Schrei-

Schreiben an die Verfasser des Leipziger Almanachs u. s. w.

Unsre Uebersetzer der Ausländer sind noch immer so unermüdet, wie ehedem. Unter den schlechten Uebersetzungen führen wir blos die von der Ma Philosophie an, die überhaupt nicht in Prosa hätte übersezt werden sollen; und von guten die von dem Englischen Garten, einem Lehrgedichte von Mason und vorzüglich die von Klinkers Reisen. (13) Letztere sind ein Muster, wie sich die schwersten Originale in eine einheimische Gestalt umformen lassen. Es ist schon seit vielen Jahren nichts Unerhörtes mehr, daß die Ausländer unsre Werke des Wises übersezen, eine Ehre, welche die Griechen ehemals den lateinischen Schriften nicht erwiesen. Allein, den einzigen Gefner abgerechnet, dessen neue vortrefliche Idyllen auch nun französisch gelesen werden können, darf man von der Menge dieser Uebersetzungen ja nicht auf das Ansehn schliessen, zu dem wir bey den Ausländern gelangt sind. Sie betrachten sie als Beschäftigungen müßiger Leute, lassen sie ungelesen oder verdammen sie. Nicht immer fallen wir Männern in die Hände, die unsrer Sprache gehörig mächtig sind, oder in unsern Geist eindringen können. So hat Collin kürzlich auch den dritten Theil der Meziade in eine Postille travestirt. Ja, es sind nicht allemal gebohrne Franzosen oder Engländer, die es unternehmen. So ist zu Frankfurth am Main eine Uebersetzung des goldenen Spiegels fertig



fertigt worden, für welche der Verfasser des Originals dem Uebersetzer wenig Dank schuldig ist. Ferner, wer sollte sich nicht seiner Ehre schämen, die man schon ehedem mit Schönaich und nun gar mit der Vanise gemein hat, als die wirklich ins Englische übergetragen worden. Die Engländer haben dieses Jahr den Don Sylvio und den Usong, die Franzosen Romeo und Julie, den dankbaren Sohn, den Hermann in (einer freyen Nachahmung unter den Titel les Cherusques) Trau schau wem von Brandes, Gellers Moral und die Geschichte der Fräulein Sternheim in ihre Sprache eingekleidet. Von Ramlers Oden so gar hat man uns eine französische Uebersetzung angekündigt, die uns sehr viel Sorgen macht.

Wir haben die Romane übergangen, da sie schicklicher zur Prosa gerechnet werden können, und da sie bey uns ein noch sehr sparsam bebautes Feld ausmachen. Auch wüßten wir hier nichts als die Vollendung von Sophiens Reise anzuführen, der wir sehr viel Nachfolger wünschen. (14) Ueberhaupt würde eine Betrachtung über den Zustand unsrer Prosa sehr kurz ausfallen. So sehr sich auch die deutsch geschriebenen Bücher häufen, so selten läßt man es sich doch einige Mühe kosten, gut zu schreiben. (15) Wie selten sind Aufsätze, wie die von Zimmermanns Einsamkeit! Die sich noch einige Mühe geben, lassen entweder einfüßes Geschwäze; oder bearbeiten sich, die Abwege zu finden, auf denen sich seit einiger Zeit einige

nige sonst gute Köpfe haben hervor thun wollen. Der Vater der neuern Künsteleyen, die unserm Stile schon so verderblich geworden, Herr Hasmann, ist von neuem aufgetreten, und hat Selbstgespräche bekannt gemacht, die er auch nur selbst zu enträseln im Stande ist. Hingerissen von diesen glänzenden Fehlern hat ein angehender Schriftsteller, der Verfasser einer sonst lesenswürdigen Brochüre von deutscher Baukunst, durch Zierrathen zu glänzen gesucht, die in der Baukunst Schnörkel heißen. Wenige unsrer Schriftsteller wissen das Glänzende und Körnigte mit Natur und Simplicität so zu vereinigen, wie Sonnenfels; auch seine neueste Vorlesung über die Bescheidenheit im Vortrage hat diese Tugenden.

Nur noch sparsam und einzeln treten in dem obern Deutschland Männer auf, die zum wirklichen Fortgange unsrer Litteratur etwas beytragen. Desto mehr breitet sich die Lectüre aus, und es ist wohl kein Ort so finster, wo es in diesem Stücke nicht wenigstens zu tagen anfienge. Durch Nachdrücke und Chrestomathien kommen fast aller Orten unsre guten Schriftsteller dem lesenden Publikum in die Hände; und noch neulich hat für die Augspurgische Jugend ein Herr Nertens eine poetische und prosaische Chrestomathie geliefert; ein Unternehmen, welches ihm diejenigen, die den Zustand des Geschmacks und der Erziehung in diesen Gegenden kennen, als ein wahres Verdienst anrechnen werden.

II. Fort



II.

Fortsetzung
der Anmerkungen des Herausgebers
zum vorstehenden Artikel.

(6) „Unvollkommne Schauspieler = Gesellschaften könnten auch die muthigsten Genien abschrecken.“

Nicht doch! Muthige Genien müssen sich nicht so leicht abschrecken lassen! Man hat, seit dem es in Europa wieder Theater giebt, noch nirgends eine ganz vollkommne Schauspieler = Gesellschaft gesehen. Die Kunst ist groß, das Leben kurz, und der Hindernisse sind viel! Ueberdies wäre es, däucht mich, der natürlichen Ordnung zuwider, wenn man verlangen wollte, daß grosse Schauspieler grosse Dichter erwecken sollten. Man gebe uns nur eine hinlängliche Anzahl vortrefflicher Stücke, und sehe dann, ob es an einem Theater fehlen soll, wo sie vortrefflich ausgeführt werden. Lessings Emilia Galotti wird zu Weymar (ungeachtet die dasige — so wie jede andere — Gesellschaft sich bescheiden wird, daß sie noch lange nicht vollkommen ist) so gespielt, daß dem Dichter selbst vielleicht wenig dabey zu wünschen übrig bleiben dürfte; und es ist noch nicht lange, daß wir auf eben diesem Schauplätze ein

ein Beispiel gesehen haben, was man, mit ein wenig Muth und Genie, auf einmal und gleich bey dem ersten Versuch, aus jungen Schauspielern machen kann, — ein Beispiel, das in seiner Art das einzige ist, und welches (dies bin ich gewiß) alle unsre Genien muthig machen würde, wenn sie kommen, sehen, und hören könnten.

(7) „So sehr man bedauern muß, daß er (der Verfasser des dankbaren Sohnes) bisher nur kleine Stücke gemacht.“

Kleine Stücke schicken sich nicht nur sehr gut, als Vorübungen zu grossen; sie sind auch an sich selbst, und in Rücksicht auf die Bedürfnisse des heutigen Theaters, sehr schätzbar, so bald sie so vortreflich sind als das kleine Schauspiel des Hrn. Engels, wovon hier die Rede ist, und so gut aufgeführt werden als dieses bey der hiesigen Gesellschaft. Wir spüren nur zu oft auf unsern Schauplätzen den Mangel guter kleiner Stücke sowohl von der rührenden als komischen und scherzhaften Art; und sie würden besonders in den Sommermonathen, wo die Hitze sowohl die Ausführung als die Besichtigung eines drey bis vier Stunden dauernden Schauspiels oft benachtheiligt, sehr angenehme Dienste thun. Ueberdies giebt es eine Menge interessanter Sujets, aus dem bürgerlichen und häuslichen Leben, und selbst aus dem Lande der Phantasie, wo St. Sotz einige seiner schönsten kleinen Stücke und

II. B. 3tes St. D noch



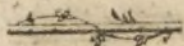
noch neulich J. J. Rousseau seinen Pygmalion geholt hat, welche, in grosse Schauspiele ausgedehnt, matt und langweilig werden, hingegen zu kleinen Stücken bearbeitet, gefallen würden. Bey allem dem vereinige ich mich mit dem Verfasser meines Textes, um zu wünschen, daß Hr. Engel die Talente, wodurch er dem Theater so grosse Erwartungen gegeben hat, auch zu Ausarbeitung grösserer Stücke, in der Gattung des bürgerlichen oder Privat-Trauerspiels und der rührenden Comödie (welche billig die unsern Umständen und Sitten weniger angemessenen, regelmässigen Haupt- und Staatsactionen nach und nach verdrängen) anzuwenden Lust und Muße haben möge.

(8) „Man bemüht sich sogar, noch frostigere nachzumachen.“

Die Rede ist von den sogenannten Dramen. Der Verfasser meines Textes scheint, wie Voltaire und viele mit ihm, den Dramen überhaupt nicht günstig zu seyn. Frostigen, ich gewiß auch nicht! Aber sollen wir darum die Gattung selbst verwerfen, und soll der Philosoph und Dichter Diderot so viel Wahres und Gründliches zur Vertheidigung derselben vergebens gesagt haben? Und, was noch mehr ist, fühlen wir nicht bey Melaniden, bey Lenien, beym Hausvater, wie viel näher uns solche Stücke angehen und wie viel stärker sie uns interessiren als die

Atreen,

Atreen, Dresten, Michridaten, Rhodogüinen,
 und ihres gleichen? Ich gestehe, daß ich bey wei-
 tem nicht den grössern Theil der neuesten theatra-
 lischen Productionen, auf welche hier gezielt wer-
 den mag, gelesen habe, und also nicht genau weiß,
 wie viele davon in die Classe der frostigen und
 langweiligen gehören. Aber dies weiß ich, daß
 ich sehr weit entfernt bin, von den Dramen des
 Freyherrn von Gebler so unbillig zu urtheilen
 als einige gethan haben, welche für eine gewisse
 Lieblings-Gattung und gewisse Lieblings-Autoren
 so eingenommen zu seyn scheinen, daß sie nichts
 anders gut finden können. Ich überlasse es der
 eignen, vielleicht nur zu grossen Bescheidenheit
 dieses dramatischen Dichters auf einer Seite die
 Güte seiner Absichten, auf der andern seine Um-
 stände und die wenige Zeit die er anwenden kann,
 eine Kunst, in welcher man nie auslernt, zu stu-
 dieren und seine Werke auszufeilen, als Beweg-
 gründe zu einer Nachsicht geltend zu machen, die
 das Publicum, oder wenigstens die Nachwelt
 unter keinerley Umständen bewilliget, wosfern
 nicht der innere Werth eines Werkes seine Un-
 vollkommenheiten vergessen macht. Ich begnüge
 mich gerecht zu seyn, und zu sagen, daß, wenn
 wir dem Hrn. v. Gebler auch nur den Minister
 zu danken hätten, dies allein schon ein grosses
 Verdienst um das deutsche Theater wäre, wel-
 ches überhaupt noch arm an Stücken ist, aus de-
 nen man gerührt, belehrt und gebessert heraus
 geht, und besonders arm an Stücken, worinn
 den Fürsten und ihren Dienern gewisse Wahr-
 heiten



heiten ans Herz gelegt werden, die man ihnen nirgends auf eine weniger auffallende und tiefer eindringende Art beybringen kann als an einem Orte, wohin sie sich gewöhnlich nur der Ergözung wegen zu begeben pflegen. Ich habe den Minister fünf oder sechsmal vor dem hiesigen Hofe spielen gesehen, und jedesmal bemerkt, daß die allgemeine Zufriedenheit der Zuhörer, der lebhafteste Antheil, den sie an der Handlung und dem Schicksale der leidenden und geprüften Tugend nahmen, und die tiefen Eindrücke von gewissen Wahrheiten, die in dem Munde des verehrens-würdigen Hohenburgs zu Empfindungen und durch seine Thaten bestätigt werden, — den unwidersprechlichsten Beweis von der Güte dieses Stücks abgeben und dem Verfasser mehr Ehre machen, als alles Lob der Kunstrichter. Wenn der Mangel an Kunst in der Anordnung, an Feuer in der Ausführung, an Kraft und Wärme im Ausdruck und an Grazie im Styl einigen Stücken dieses Dichters auch nicht gänzlich ohne Grund vorgeworfen werden könnte, (Mängel, welche, das Uebertriebene im Tadel gewisser Kunstrichter davon abgerechnet, größtentheils eine natürliche Folge der Umstände des Dichters sind) so würde dennoch der Ausspruch des Horaz von ihnen gelten,

Interdum speciosa locis morataque recte
 Fabula, nullius Veneris, sine pondere et arte,
 Valdius oblectat populum meliusque moratur
 Quam versus inopes rerum nugaeque canorae.

Horaz

Horaz sagt dies (und die Erfahrung ist hierinn völlig auf seiner Seite) unmittelbar nach der Stelle, wo er die dramatischen Dichter anweist, das Ideal guter Sitten und eines tugendhaften Lebens nie aus den Augen zu verlieren, und aus den Werken der Sokratischen Schule eine Philosophie zu schöpfen, ohne welche es, seiner Meinung nach, unmöglich ist, was Gutes zu schreiben; ein Rath, dem der Verfasser, von welchem die Rede ist, nachzukommen, sich zum vorzüglichsten Augenmerk zu nehmen scheint. Bey einem Stücke, welches sich durch seine sittliche Güte empfiehlt, entscheiden, wie mich dünkt, der Beyfall und die Thränen der Zuschauer zwischen dem Autor und dem Kunstrichter. Wie viel hat nicht der letzte, wenn er die *Clementina* eben dieses Dichters mit kaltem Blute prüfet, gegen das Romantische des Sujets, gegen die langen ziemlich ermüdenden Erzählungen, gegen den teuflischen Charakter der Laura, gegen die Unwahrscheinlichkeit der grossen Menge schnell auf einander folgender *Heureusement!* von welchen die glückliche Entwicklung des Stücks abhängt, u. s. w. einzuwenden? Allein, Troß dem Kunstrichter und allem Recht das er vielleicht hat, habe ich bey wiederholten Vorstellungen dieser *Clementina* in jedem Auge Thränen gesehen, und beynähe aus jedem Munde den lebhaftesten Beyfall vernommen. Braucht man einen andern Beweis, daß der Dichter seinen Zweck erreicht hat? Gleichwohl kann ich mich nicht entbrechen zu wünschen,



daß sowohl im Minister als vornehmlich in der Clementina die eingemischten und in der letztern bey Publication des Testaments auf eine widerliche Art auffallende komische und ans Bärleste gränzende Züge weggeblieben seyn möchten, und daß der Herr Verfasser bey einer neuen Auflage hinlängliche Aufmerksamkeit darauf möchte wenden können, dem Styl hier und da eine gewisse Härte und überhaupt dem Colorit seiner Gemälde das Trockne und Herbe zu benehmen, welches bey Geschäften, wie die seinige, der Schreibart unvermerkt eigen zu werden pflegt. Während daß ich dieses schrieb, kam mir der dritte Theil der Theatralischen Werke des Freyherrn von Gebler zu, der seit kurzem in der Waltherischen Buchhandlung zu Dresden erschienen ist, und, auffer dreihen schon besonders gedruckten Stücken, den Thamos, König von Egypten, ein heroisches Drama in fünf Aufzügen enthält. Ich behalte mir vor von diesem Meisterstücke der Geblerischen Muse nächstens umständlicher zu reden. Alles, was ich ist davon sagen kann, ist, daß es selbst unter den besten Stücken seines Urhebers und (wenige mit dem Stempel des Genie und der Unsterblichkeit auf die vorzüglichste Weise bezeichnete Werke anderer Dichter ausgenommen) unter allen deutschen Original-Schauspielen hervorglänzt.

Von dem Verfasser des deutschen Macbeth hat der Autor meines Textes überhaupt viel Böses gesagt. Es würde mir leid thun, einen

einen Mann gekränkt zu sehen, den ich seiner Talente wegen schätze, und der sich in dem komischen Fache sehr zu seinem Vortheil gezeigt hat; und gerne wolle ich also seinen Macbeth gegen meinen Autor in Schutz nehmen, wenn es nur irgend möglich wäre. Aber —

Mir liegt die Pflicht der Wahrheit ob!

Wohin würde es endlich mit dem Geschmacke kommen, wenn man, aus Höflichkeit oder Furcht zu beleidigen, einem Autor oder einem Künstler nicht mehr sagen dürfte: dies haben Sie nicht gut gemacht, mein Herr! dies ist Ihnen mißlungen! — Ein Shakespear seyn wollen, der Dichter eines großen Trauerspiels in der hohen und zugleich ganz individuellen Manier dieses außerordentlichen Genies seyn wollen, ist ein gefährlicher Einfall! Dies sind wahrlich keine Dinge, die von unserm Willen abhängen; und man kann sonst ein geschickter braver Mann seyn, und in andern Fächern Ruhm erworben haben, ohne darum in einem so verwegnen Unternehmen glücklicher zu seyn. Wenn Watteau sich von seinem bösen Genius hätte versuchen lassen eine Verklärung in Raphaels Geschmacke, oder Peter Breugel, ein Weltgericht in der Manier von Rubens zu mahlen; so würden sie zwar gerade so eine Miene dabey gehabt haben, wie der Verfasser des deutschen Macbeth, da er mit Shakespear in die Wette laufen wollte; aber sie würden darum doch in ihrem Fache gute Mahler ge-



blieben seyn. Das man doch nicht leicht eine Horazische Regel aus den Augen sehen kann, ohne dafür zu büßen! „Wenn ihr schreiben wollt (sagt Horaz) so wählt euch ein Sujet dem ihr gewachsen seyd, und versucht lange wie viel eure Schultern tragen können oder nicht.“ — Indessen soll doch dieser Macbeth zu Wien mit ungemeinem Beyfall aufgenommen worden seyn. Ich kann es nicht glauben: aber wenn es nun so wäre? — So würde ich sagen, desto schlimmer! und diejenigen, welche solche gigantische Karikaturen, einen so unförmlichen Mischmasch von tragischen Bombast und bürleskem Spaß, und eine so abentheurliche Sprache bewundern könnten, würde ich damit entschuldigen, daß es ganz und gar wider den ordentlichen Lauf der Natur wäre, wenn an einem Orte, wo man noch vor wenig Jahren den guten Geschmack nur auf der welschen lyrischen Bühne kannte, und ihn hingegen auf der deutschen Schaubühne verkannt und lächerlich gefunden haben würde (eine Art von Inconsequenz, wovon die Beispiele unter uns armen Sterblichen zu gewöhnlich sind, als daß man sich darüber zu verwundern hätte) wenn an einem solchen Orte der grössere Theil (der ohnehin meistens Unrecht zu haben pflegt, es wäre denn wann er dem kleinern nachhällt) in so kurzer Zeit einen richtigen und sichern Geschmack in deutschen Literatur-Sachen erlangt haben sollte. Unmittelbar nach den Zeiten der Barbarey und eines falschen Geschmackes, pflegt es dem Publico zu ergehen,

gehen, wie den Schriftstellern, von denen Ho-
 raz (*) — zum Beweise, daß es vor achtzehn
 hundert Jahren in der damaligen Hauptstadt der
 Welt nicht besser gieng — in seinem schon ange-
 zogenen Briefe über die Dichtkunst sagt: „Die
 „meisten unter uns Poeten lassen sich durch den
 „Schein des Schönen betrügen. Ich suche kurz
 „und körnigt zu schreiben, und werde darüber
 „dunkel. Ein anderer will alles aufs sorgfältig-
 „ste und feinste ausmahlen, und wird unkräftig
 „und geistlos. Jener will erhaben seyn, und
 „bläht sich auf; dieser, aus Furcht sich zu ver-
 „steigen, kriecht an der Erde weg. Ein anderer,
 „aus Begierde was Neues hervorzubringen, will
 „eine Sache, die nur auf Eine Art vorgestellt
 „werden kann, auf eine andere Manier machen,
 „und mahlt den Delphin in den Wald, den Eber
 „in die Wellen. Kurz, wenn man seiner Kunst
 „nicht gewiß ist, stürzt die Furcht, einen Fehler
 „zu vermeiden, immer in einen andern.“

(9) „So darf man sich nicht wundern, wenn
 „die Zuschauer sich einer andern französ-
 „sischen Mode ergeben, der unsre Schau-
 „spieler eher gewachsen sind.“

Der Autor, über den ich die Ehre habe zu
 commentiren, so groß auch seine Kenntniß und
 so richtig meistens sein Geschmack in Litteratur-

D 5

Sachen

*) Art. Poët. v. 24-31.



Sachen ist, scheint mir doch nicht immer in Entdeckung der Ursachen der Dinge glücklich zu seyn. Er meynt die Zwitter-Gattung der sogenannten Operetten, worinn die Schauspieler zwar ordentlicher weise Prosa reden wie wir andere Erdensöhne, aber gleichwohl alle Augenblicke, und oft wenn man sichs am wenigsten versieht, hinstehen und zu ihrem eignen Zeitvertreib ein Liedlein, eine Romanze oder so was anstimmen, hätten darum so viel Glück bey unserm Publico gemacht, weil die Dramen meistens schwach und frostig gespielt würden, und also nach gerade langweilig würden. Der Himmel weiß, daß viele Dramen, selbst bey sonst guten Gesellschaften, frostig und zuweilen so frostig gespielt werden, daß der arme Autor darunter leiden muß, und mehr als billig ist auf seine Verantwortung gesetzt wird. Eine Ursache davon mag wohl seyn, weil die Schauspieler aus den Grossen Trauer- und Schrecken-Spielen noch zu sehr gewohnt sind, Tyrannen und Tyranninnen, romantische Liebhaber, winselnde Heldinnen und dergleichen zu machen, als daß sie sich sobald ins wahre Natürliche sollten finden können. Noch eine Ursache möchte auch diese seyn, daß die Schauspieler, um Stücke, welche getreue Abschilderungen der Sitten und des menschlichen Lebens sind, gut zu spielen, um jeder Person, jedem Charakter die gehörige Farbe, das gehörige Licht, die gehörige Schattierung, kurz, das Auszeichnende und Eigenthümliche geben zu können, eben

sowohl als die Poeten, die Sokratische Schule besucht haben, und mit einem Worte, ausser dem Talent ihrer Kunst, noch Philosophie und Weltkenntniß besitzen müsten, und deren in der That nie zu viel haben können. Dies ist wohl die Hauptursache, warum ehemals Moliere, Dominique, Carlin, und in unsern Tagen Riccoboni, Garzik und le Rain, jeder in seiner Sphäre, groß seyn konnten; und warum die meisten deutschen Schauspieler — wenn es erlaubt ist, ihnen aus dem Munde aller Kenner eine nicht schmeichelhafte Wahrheit zu sagen — im Ganzen genommen nur mittelmäßig sind. Aber so wahr dies alles ist, so ist doch sehr zu vermuthen, daß wenn man uns gleich die Dramen noch so gut spielte, die Operetten nichts desto weniger eine Zeit lang ihr Glück gemacht hätten, blos darum, weil sie etwas Neues waren, und weil der Mensch vornehmlich in seinen Vergnügungen Abwechslung und Neuheit liebt. Dies wird immer so bleiben, und wenn wir uns auch endlich bis zum wahren Schönen und Erhabnen werden emporgearbeitet haben, so wird doch blos diese einzige Ursache uns oder unsre Nachkommen wieder davon ab und zu Moden, Manieren, und Phantasien verleiten.

(10) „So möchten wir es kühnlich mit den
 „Marmontels und Sedaines aufnehmen
 „können.“

Hier muß ich meinem Autor eine kleine Herausgeber-Freyheit abbitten. Ich habe den Verfasser



fasser des Rosenfestes, der Dorfdeputierten und der getreuen Köbler, welchen er, ich weiß nicht warum, blos unter die Nachahmer des Hrn. Weisse setzte, um eine Stufe höher hinaufgerückt, und geglaubt, daß er sich gar wohl neben dem Verfasser des der Teufel ist loß, der Liebe auf dem Lande, der Jagd, der Jubelhochzeit ic. sehen lassen dürfe. Beyde sind wenn man will Nachahmer und zum Theil Uebersetzer französischer Originale, welche wieder gewisser massen Nachahmer von Welschen sind. Aber beyde gleichen einander darinn, daß sie in einem Fache gearbeitet haben, dem sie gewachsen waren; daß sie die ungekünstelte einfältig schöne Natur wohl getroffen; daß sie das Talent haben sehr artig kleine Lieder zu machen, und den Ausdruck einer naiven Empfindung, oder kleine Gemählde von Gegenständen, die darum weil sie gemein sind nichts weniger als leicht zu mahlen sind, in den leichtesten und fließendsten Versen sehr glücklich herauszubringen wissen. Beyde sind nicht ohne Mängel; aber beyde haben die Tugend, die Kritik zu lieben, und selbst ihre eignen strengsten Kunstrichter zu seyn. Auch haben beyde gezeigt, daß sie am vortrefflichsten sind, wenn sie ohne ein französisches oder welsches Original vor sich zu stellen, sich ihr Sujet selbst erfinden und es nach eigenem Gutdücken behandeln. Wenn im Rosenfeste einige zu lang gedehnte Scenen ermüden, und in den Dorfdeputirten einige ins Platte fallen (Fehler, denen vermuthlich bey einer neuen Aus-

Ausgabe abgeholfen wird) so kam es blos daher, weil Herr H. sich zu genau an seine Originale hielt. Die getreuen Köhler haben keinen von diesen Fehlern — man müßte denn die Scene, wo Hans exercieren lernt, keine Gnade finden lassen wollen — und dagegen so viel Interesse, so viel angenehme Züge der kunstlosen Natur, so viel rührendes, als ein Stück dieser Art haben kann. Ich gestehe gerne, daß ich diese Art weder vorzüglich liebe, noch für eine Frucht des guten Geschmacks unsrer Zeit ansehe: aber ich würde den für unglücklich halten, der einen so eingeschränkten Geschmack hätte, das Schöne und Gute nicht allenthalben zu empfinden und zu schätzen, wo es zu finden ist.

(II) „Beyde Betrachtungen (nehmlich, Sän-
 „ger zu bilden, und unsre Sprache musica-
 „lischer zu machen) haben unstreitig den
 „Verfasser der Alceste bewogen, einen Ver-
 „such in der hohen Oper zu machen.“

Das haben sie (mit Erlaubniß meines Textes) nicht gethan. Der Verfasser der Alceste gieng, aus ganz andern Betrachtungen (die er nächstens in einem Briefe über das Singespiel ausführlich mittheilen wird) schon einige Jahre mit dem Vorhaben um, deutsche Singspiele im Geschmack der Alten, wiewohl mit einigen unsrer Zeiten angemessenen Modificationen, zu versuchen. Es fehlte ihm



ihm nur an einem Componisten, dessen Kopf und Herz die Natur mit den seinigen zusammen gestimmt hätte. Er rief lange vergebens: *Adducite mihi Psaltem!* Unverhohlt fand er endlich was er zu finden beynah alle Hofnung aufgegeben hatte. Er fand auch Subjecte, welche die Talente oder wenigstens die Fähigkeit und Anlage zu haben schienen, zur Ausführung seines Vorhabens brauchbar zu seyn. Es mußte nicht natürlich zugehen, dacht' er, wenn die vereinigte Macht der Dichtkunst und Musik, welcher man ehemals so grosse Wunder zugeschrieben hat, nicht Talente aufwecken und bilden sollten, zu welchen die Anlage da ist. Der Erfolg, der bey den bisherigen öffentlichen Aufführungen der *Alceste* auf dem Weimarischen Hoftheater seine Erwartung übertroffen hat, bewies, daß er der Fähigkeit und Gelehrigkeit der Sänger nicht zuviel zugetraut hatte. Wahrscheinlicherweise werden sie, wenn sie öfter so geübt werden sollten, es in den Künsten des lyrischen Schauspiels, in Gesang und Pantomime (von deren Vereinigung die grosse Wirkung derselben abhängt) immer höher bringen; und so könnte freylich der Verfasser der *Alceste* nebenher eine gelegentlichliche Ursache gewesen seyn, daß man künftig wenigstens auf Einem deutschen Theater eine Art von Schauspielen sehen würde, die man vorher nicht darauf gesehen hatte. Aber gleichwohl war dies eben so wenig, was ihn bewog ein Singspiel zu versuchen, als der Gedanke unsre Sprache musikalischer zu machen. Seit
mehr

mehr als hundert Jahren haben dies Spiz, Dach, Brockes, König, Besser, Sagedorn, Gleim, Uß, Lange, Ramler, Gerstenberg, Jacobi u. a. stufenweise schon bewerkstelliget, und es kann wohl keine Frage mehr seyn, ob die deutsche Sprache singbar sey? Es ist zu lange, daß sie zu wiehern aufgehört hat. Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit mit Vergnügen, daß ein berühmter welscher Tonkünstler, ein Mann der in seinen dramatischen Compositionen Genie, Geschmack und Einsicht in die Geheimnisse seiner Kunst gezeigt hat, mir ein paar Jahre zuvor eh an eine teutsche Alceste gedacht wurde, sagte: daß er sich über das Vorurtheil der Deutschen gegen die Geschicktheit ihrer Sprache zum hohen lyrischen Gesang und zur musicalischen Declamation schon oft verwundert habe. Er behauptete, der Vorzug der welschen Sprache vor der unsrigen in Absicht auf die Singbarkeit sey lange nicht so groß als man sich einzubilden pflege. Denn, damit eine Sprache **musikalisch** sey, kommt es weniger darauf an, daß sie sich wegen häufiger A E und O, leicht aussprechen und singen lasse, als darauf, daß sie alle Arten von Bildern, Bewegungen, Empfindungen und Leidenschaften durch Worte, die dem Ohr etwas mit dem Gegenstand übereinstimmendes eindrücken, zu bezeichnen geschickt sey. Und dies als einen unläugbaren Grundsatz vorausgesetzt, würde es bey näherer Vergleichung, schwer fallen, zu entscheiden, welche von beyden Sprachen zur Dramatischen Musik die taug-



tauglichste wäre. Die unsrige besitze eine Menge nachahmender Töne, eine Menge von sanften und einen noch grössern Reichthum an schallenden, prächtigen, den majestätischen und furchtbaren Ausstritten in der Natur und den stärkern Bewegungen der Seele angemessenen Worten und Ausdrücken; so daß ein verständiger Componist das, was sie vielleicht an Weichheit und Süßigkeit gegen die welsche verliere, an der Stärke und dem Nachdrücklichen, so sie vor derselben voraus habe, reichlich wieder gewinnen können. Ueberdies setze sie durch die grössere Mannichfaltigkeit ihrer Töne und lyrischen Versarten, und durch ihre beynah gleich grosse Freyheit in Stellung und Verschränkung der Wörter, sowohl den Dichter als den Componisten in den Stand, der Declamation diesen schönen, immer der Sache angemessenen Numerus zu geben, von dessen wunderbaren Kräften die Alten so richtig dachten, daß Cicero die grosse Wirkung der rednerischen Blitze des Demosthenes hauptsächlich der Ursache beymißt, weil sie gleichsam auf den Flügeln des Numerus dahergefahren. (Non tanto impetu vibrarent fulmina illa, nisi numeris ferrentur. Orat. c. 70.) Kurz, unverblendet von Parteylichkeit für seine Muttersprache, behauptete dieser einsichtsvolle Mann, es werde nur darauf ankommen, daß ein deutscher Dichter, der sich seiner Sprache zu bedienen wisse, und die Kunst besitze so viel Wohlklang und Numerus in seine Versification zu bringen, daß die blosser De-

clama-
tionis

clamation derselben schon eine Art von Musik sey, sich mit einem Componisten vereinige, der den Dichter völlig empfinde und verstehe, und in seinem Fache das sey, was jener in dem seinigen: so würden sie der deutschen Sprache und Musik einen Triumph verschaffen können, von dessen bloßer Möglichkeit sich vielleicht die wenigsten Deutschen noch etwas träumen ließen. Ich überlasse es den Kennern näher nachzuforschen, in wiefern er in allem diesem Recht hatte; und begnüge mich, wie einem guten Patrioten zukömmt, zu wünschen; daß seine Weissagung je balder je lieber in Erfüllung gehen möge.

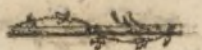
(12) „Die tragischen Chöre.“

Auf die Gefahr hin, von jener Art von Kennern, denen es höchst anstößig war, daß ich, Respectsvergeßnerweise, in meinen Briefen über die deutsche Alceste, einige Einwendungen gegen den Admet und Herkules meines Griechischen Vorbildes gemacht habe, — auf die Gefahr hin von ihnen für einem Idioten, Ostrogothen, und strafbaren Frevler an der unbegrenzten Ehrfurcht, die man einem zweytausendjährigen Dichter schuldig ist, ausgerufen zu werden, wag ich es frey zu bekennen: daß mir vor den Folgen der Uebersetzung einiger tragischen Chöre der alten Griechischen Trauerspiel-Dichter (Halberstadt, bey Groß 1773.) zu bange ist,

II. B. 3tes St.

P

Freude



Freude haben könnte. Ich besorge immer, daß unsre Poesie, zwischen allen diesen Bemühungen den Waldgesang der Barden, die bacchische Wuth der Dithyramben, und die kühne enthusiastische Sprache der Griechischen Chöre in unsre Sprache überzutragen, in kurzem allen Wohlklang, und überhaupt alle Wahrheit, Regelmäßigkeit, Eleganz und Grazie verlihren werde. Einige unsrer Dichter scheinen sich vorgesezt zu haben, den Ausspruch des Democritus, daß ein Poet rasen müsse, (*) durch ihr Beispiel zu rechtfertigen; aber die Poetische Wuth sollte doch, dünkte ich, nicht gar zu nah an diejenige grenzen, die in eine dunkle Stube führt. Doch der Uebersetzer der Chöre hat vielleicht gerade die Absicht gehabt, unsern jungen Dichtern und Dichterlingen auf eine recht fühlbare Art zu zeigen, „daß die Griechen in diesem Stücke unnachahmbar seyen.“ Ich weiß sehr wohl, (denn ich weiß es aus Erfahrung) daß man den Alten auch in ihren unnachahmbaren Werken noch immer viel ablernen kan. Aber für die Wenigen, welche dies wissen und wissen sollen, übersezt man keinen Pindar, keinen Aeschylus. Dies bin ich gewiß, daß unsre Tonkünstler, wenn sie denken sollten, daß man uns diese Proben vielleicht für Modelle der wahren Lyrischen d. i. singbaren Poesie gebe, herzlich erschrecken würden. Welchem heutigen
Am-

(*) Excludit sanos Helicone poetas Democritus. Horat. de A. P. v. 296.

Amphion sollte nicht die Haut schauern, wenn ihm ein lyrischer Dichter von Kolchos inwohnenden Kampfunverführten Jungfrauen, von steilnißvollen Pflanzstädten, Srevels truzgenossen, rundumflammenden Blitzen, Speerebewappneten Myrmidonern, vom Schlüsselbewahrer der süßen Brautkammer der Venus, und vom rundumzerschmetternden Schwall der Wogen, — spräche? Wie würde ihm zu muthe werden, wenn man ihm den Antrag machte,

„den tartsheverwappneten Helden, der
 „rundum von göttlichem Feuer umstrahlt,
 „über des Oeta Koppen hinauf in den Götterdiban stieg“ (*)

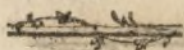
in Musik zu setzen? Oder was meynen wir was für einen Anstand eine deutsche Gabrieli haben würde, wenn sie hinträte, und sänge:

„Kein Göttermann nahe sich mir!
 „Denn mich schaudert Io's
 „Männergehaßte Jungfrauschaft,
 „Die durch Beyschlaf ward
 „Und durch Juno's hartherzigverhängte
 „Landschweifungen zerrissen. (**)

Ich kenne gelehrte und verständige Leute, welche besorgen, die glühenden Anbeter des Alterthums möch-

(*) Chöre aus den Griech. Dichtern S. 39.

(**) S. 30.



möchten durch Uebersetzungen in diesem Geschmacke mehr beitragen, die Griechischen Dichter (welche uns Horaz Tag und Nacht zu studieren, aber nicht zu übersehen, befehlt) in Verachtung zu bringen, als alles was die Perrault, Terrasson und la Motte mit Recht und Unrecht an ihnen zu tadeln finden; und mich dünkt, es kan gar keine Frage seyn, ob diese Besorgniß Grund habe.

(13) „Klinkers Reisen.“

Dem Publico kan es nicht anders als angenehm seyn zu vernehmen, daß der Verfasser dieser sehr guten Uebersetzung eines sehr schweren launevollen Originals an einer ganz neuen Uebersetzung von Tristram Shandys Leben und Meynungen arbeitet, einem Werke, welches, ungeachtet wir bereits eine sogenannte Uebersetzung und sogar eine verbesserte Auflage derselben haben, mit bestem Fug als noch unübersetzt angesehen werden kan. Beynahe möchte ich auch unübersetzlich sagen, wenn man nicht Ursache hätte dem Uebersetzer von Klinkers Reisen zuzutrauen, daß er Mittel finden werde, Schwierigkeiten zu überwinden, welche für einen gewöhnlichen Uebersetzungs-Fabricanten (*) unersteiglich wären, oder vielmehr über welche ein solcher ohne Bedenken muthig hinwegsetzen würde, unbekümmert wieviel der fremde Autor, den

(*) Sieh. Leben und Meynungen des M. Sebalbus Roth-
anfer 1. Th. S. 98-107.

er mißhandelte, und das Publicum, das er hinter-
 gienge, dabey zu verlihren haben möchte. Von
 Herrn Bode kan man versichert seyn, daß er mit
 seinem Lieblingsautor vertraut ist, und daß er ihm
 um alles in der Welt wissentlich nicht die kleinste
 Schönheit rauben wird. Ob er so weit gehen wer-
 de, ihm einige von seinen Fehlern zu benehmen,
 weiß ich nicht; aber ich wünschte, daß er es thun
 möchte. *Tristram*, ich gestehe es, ist unter allen
 Büchern, die ein Ansehen von Frivolität haben
 und bloß zum Zeitvertreib des Autors und des Le-
 sers geschrieben scheinen, das letzte, das ich mir
 nehmen lassen möchte. Niemand kan mehr über-
 zeugt seyn als ichs bin, daß weder in der *Monthly*
Reviews, noch in unsern einheimischen Journa-
 len und gelehrten Zeitungen, die mir zu Gesichte
 gekommen sind, von diesem Buche geurtheilt wor-
 den ist, wie es ein so außerordentliches und vortref-
 liches Werk der Natur (denn dafür, denke ich,
 muß man es ansehen, wenn man es richtig beur-
 theilen will) zu verdienen scheint. Aber gleichwohl
 kan ich niemals darinn lesen, (welches so oft ge-
 schieht, als ich spüre, daß mein Geist ein gewisses
 besonderes regime vonnöthen hat) ohne auf Ster-
 nen ungehalten zu werden, daß er um einer Laune
 willen, die zuweilen ziemlich offenbar ins affectierte
 fällt, ein Buch geschrieben hat, welches nur zu oft
 auch die Geduld seiner besten Freunde mürbe
 macht: da er so leicht durch blosser Auslassungen,
 oder bloß dadurch, daß er sein Steckenpferd zuwei-
 len ein wenig im Zügel gehalten hätte, aus eben

P 3

diesem



diesem Buche, das izt ein unbegreiflicher Mischmasch von Weisheit, Thorheit, Wiß, Empfindung, Geschmack, Unsinn, Metaphysik des Herzens, Kenntniß der Welt, Critik, seinem Scherz, unnachahmlicher Laune, und unausstehlichen Plattheiten ist, das angenehmste und beste Buch in der Welt hätte machen können. Doch, vielleicht verdient es diese Benennung selbst mit allen seinen Mängeln und Gebrechen. Aber dieß bin ich beynah gewiß, wenn der neue Uebersetzer (mit Beziehung einiger Freunde von aufgeklärtem Kopf und zuverlässigem, nicht eigensinnigen, nicht allzueckelm, aber auch nicht allzunachsichtlichem Geschmack) es unternehmen wollte, an Tristram Shandy zu thun was der Autor selbst hätte thun sollen, und wenigstens nur die in den mittlern Theilen ziemlich häufigen Stellen, wo Sterne mit einer Nachlässigkeit, der nichts gleich ist, seine Leser von Parenthese in Parenthese mit sich fortschleppt, ohne daß er am Ende selbst weiß, was er haben wollte, — und hier und da einige Cruditäten seines Wises, an welchen Leser von Geschmack unmöglich Gefallen finden können — ohne weiters ausliesse: so würden es ihm alle Liebhaber von Noriks empfindsamen Reisen (und ich denke, dieß ist eben soviel gesagt, als das ganze lesende Publicum) grossen Dank wissen, und Tristram Shandy würde durch eine solche Beschneidung im Ganzen unendlich viel gewinnen.

(14) So

(14) „Sophiens Reise, der wir sehr viele
„Nachfolger wünschen.“

Wenige Tage, nachdem ich diesen Auffatz, der mir schon vor der letzten Messe zugeschickt wurde, erhalten hatte, wurde ich auf die angenehmste Weise mit dem ersten Theil von dem Leben und den Meynungen des Herrn Magister Sebalduß Nothanker überrascht, womit der Herausgeber der allgemeinen deutschen Bibliothek seine Verdienste um das deutsche Publicum beträchtlich vermehret hat. Es ist ein angenehmes, lehrreiches, in einem simpeln Styl, aber in dem besten Ton, mit mehr Verstand als Wiß und mit mehr Geschmack als Laune geschriebenes, in seiner Art ganz neues und originales Buch, für welches ich, als eine Erscheinung, auf die man in diesen Zeiten der sichtbaren Abnahme unsrer Litteratur gar nicht hoffen durfte, dem Genius des Geschmacks und des Menschenverstands, der unsern Parnasß noch nicht ganz verlassen will, herzlich danke, und wovon ich der Fortsetzung mit Verlangen entgegen sehe. Es sey ferne von mir, daß ich aus einem Buch einen Auszug mache, welches von jedem, der lesen gelernt hat, gelesen und von allen Gelehrten zwey und drey mal gelesen zu werden verdient. Ich empfehle also hiemit bloß den Mag. Sebalduß und seine Frau und Tochter Mariane, das theure Rüstzeug, den Superintendenten Doctor Stauzius und seinen würdigen Freund, den Hrn. Consistorial-Präsidenten, der so schöne Chronodisticha und so schlechte Bescheide macht, den

P 4

Buch.



Buchhändler Hieronymus, den alten Leipziger Magister im Dachstübchen, von dem mancher Professor viel lernen könnte, den ungestümen aber kreuzbraven preussischen Major, der des guten Sebaldus Schutzengel wird, und die ganze merkwürdige Hochadeliche Familie von Hohenauf, den zärtlichen Herrn von Säugling mit eingeschlossen, — allen Lesern des Merkurs, welche noch nicht Gelegenheit gehabt haben Bekanntschaft mit diesen Personen zu machen, und versichre sie, daß wenige Bekanntschaften, die sie in ihrem Leben gemacht haben können, sie weniger gereuen werden, als diese.

(15) „So selten läßt man sichs einige Mühe kosten gut zu schreiben.“

Die meisten unsrer Bücherfabricanten arbeiten zu viel und zu schnell um gut arbeiten zu können. Manche in ihrem Fache gründlich gelehrte Schriftsteller vernachlässigen den Styl über der mühsamen Sammlung und Anordnung ihrer Materialien; viele scheinen mir nicht einmal einen Begriff vom schönen Vortrag und von dem einer jeden Art desselben eignen guten Ton zu haben. Manche bilden sich ein, schön zu schreiben, wenn sie nach Wisz laufen, poetische Blümchen in ihre Prose einflechten, und, wie Horaz sagt, ihrem schlechten Rock durch ein paar angeflickte Purpurlappen ein vermeyntliches Ansehen geben. Ueberhaupt wird auf dem größten Theile der höhern und niedern Schulen die
deutsche

deutsche Sprache unverantwortlich vernachlässiget, und wir kennen Akademien, wo Lehrer, die dort in Ansehen stehen, unter dem Vorwand ihre Schüler vor dem unnützlich geschäftigen Müßiggang der sogenannten Bellettristen zu verwahren, ihnen eine indiscrete Verachtung gegen alle Studien beybringen, welche die Kultur der Nationalsprache und die Bildung des Geschmacks zum Gegenstande haben. In diesem Stücke werden die protestantischen hohen Schulen von denen zu Wien und Prag seit einigen Jahren mächtig beschämt. In dieser letztern Hauptstadt eines Reiches, worinn die deutsche Sprache gewisser massen fremd ist, macht sich Herr Seibt, ein in diesem Fache schon rühmlich bekannter öffentlicher Lehrer auf der dafigen hohen Schule, Verdienste um die Aufklärung und Ausbildung seiner jungen Mitbürger, welche des lautesten öffentlichen Beyfalls würdig sind. Eine neue Probe davon ist eine zu Prag in der Mangoldischen Buchhandlung vor kurzem gedruckte Akademische Rede von den Hülfsmitteln einer guten deutschen Schreibart, womit Herr Seibt seine öffentlichen Vorlesungen über diesen wichtigen Theil der Philologie eröffnet hat, und welche den Ruhm dieses verdienstvollen Gelehrten nicht anders als befestigen kan. Sie dient einer Anzahl von Ausarbeitungen seiner Lehrlinge (welche dieser Rede beygefügt sind und über 18. Bogen betragen) gleichsam zum Vorredner. Diese Ausarbeitungen sind es, welche dieß Buch in meinen Augen vorzüglich merkwürdig machen, weilich

P 5

sie



ste als eine Art von Experiment ansehe, wie weit es ein Akademischer Lehrer, der selbst ein Mann von aufgeklärtem Verstande und gebildetem Geschmack ist, mit seinen Untergebnen bringen könne, wenn er die Gabe besitzt, auf welche sich Sokrates soviel zu gut that, die Gabe, die Seelen seiner Zuhörer gebähren zu machen, und den verborgnen Funken des Genies aus ihnen hervorzulocken. Wenn man an den Ort denkt, von wannen diese Erscheinungen kommen, wenn man bedenkt, was der Boden, der igt solche Früchte trägt, noch vor zwanzig, vielleicht nur vor zehn Jahren war; so drängen sich uns Reflexionen auf, die wir so warm als sie igt in dem unsrigen sind, in den Kopf eines jeden grossen Herrn, der nicht weiß wozu die Menschen gut sind, hinein wünschen möchten. Die Progymnasmata, zu deren Bekanntmachung Herr Seibt durch Gründe bewogen worden, die wir nicht anders als vollkommen billigen können, bestehen aus Dialogen, Briefen, Erzählungen, Schilderungen, Charakteren, Uebersetzungen, einem Versuch im eleganten Canzleyenstyl, und einem homiletischen Versuch. In allen Rubriken habe ich hervorglänzende Stücke bemerkt; aber ich trage Bedenken durch eine Anzeige derselben vielleicht andre, die ich lieber aufmuntern möchte, kleinmüthig zu machen. Gleichwohl kan ich nicht umhin, den Herrn Augustin Cippe, einen Weltgeistlichen, von dessen Fähigkeiten man seinem Vaterlande sehr viel versprechen kan, und Herrn Quirin Jahn, — der (wie uns Herr Seibt benachrichtigt) ein geschickter Historien-

storiens- und Portraitmahler ist, und eben dadurch, daß er die schöne Litteratur so glücklich mit der Ausübung seiner Kunst verbindet, eine starke Vermuthung für seine Vortreflichkeit in der letztern erweckt — mit vorzüglichem Beyfall zu nennen. Von Kritik kan hier nicht wohl die Frage seyn; zumal, da nicht zu zweifeln ist, daß Herr Professor Seibt selbst, so wie seine Schüler zunehmen, sein aristarchisches Amt mit immer mehr verhältnißmäßiger Strenge verwalten werde.

III.

Briefe an eine junge Dame.

Dritter Brief.

Ohne alle Umschweife, meine Freundin, unser Officier ist auf der Insel Bourbon. (*)

Diese Insel ward von einem Portugiesen, Mascarenhas, entdeckt, nachher legte die Ostindische Compagnie ein Comtoir daselbst an; ihre eigentlichen

(*) L'ile de Bourbon ist von l'ile de France nur 40 Meilen, westwärts, entfernt; sie liegt unter dem 23sten Grade südlicher Breite: hin kan man in einem Tage kommen, zurück aber braucht man oft einen ganzen Monath. Wegen ihren steilen Ufer, und der grossen Kieselsteine, welche das Meer darauf wälzt, können
nur



lichen ersten Bewohner aber waren Seeräuber, welche sich im Jahr 1657. mit einigen Negerfrauen von der Insel Mandagascar, daselbst niederliessen. Diese Helden übten sich allmählich in den friedfertigen Künsten, verschiedene ehrliche Leute liessen sich neben ihnen nieder, und der Ackerbau kam in Flor. Man zählt jetzt 5000 Einwohner auf der Insel Bourbon, und 60000 Neger.

Die Sitten der alten Einwohner waren ungemeyn simpel; ihre Häuser standen größtentheils offen; einige hatten ihr Geld in einer Schildkröten-Schaale über dem Eingange liegen. Sie giengen barfuß, kleideten sich in blaue Leinwand, und lebten von Reis und Caffee. Aus Europa zogen sie fast nichts. Sie besaßen die Tugenden, welche aus einem genügsamen Leben entspringen, Ehrlichkeit im Handel und edeles Betragen überall. Wenn ein Fremder sich sehen ließ, so kamen alle Einwohner ihm ihr Haus anzubieten.

Der

nur Piroquen daselbst landen. Sie hat hohe Gebirge. Die Höhe der drey Salassen wird auf 1600 Ruthen geschätzt; 800 Ruthen hoch baut man noch die Erde. Im Jahr 1770 hatte sie 20000 Centner Korn, und eben so viel Caffee gegeben, ohne den Reis und die andern Früchte für ihr Bedürfnis. Ochsenheerden sieht man ziemlich häufig. Der König bezahlt das Hundert Pfund schwer Korn 15 Livres. Unser Reisender erzählt, der Centner Caffee wäre für 45 Livres verkauft worden.



Der letzte Indianische Krieg hat diese Sitten ein wenig verfälscht. Die Freywillige von Bourbon haben sich durch ihre Tapferkeit hervorgethan; aber die Asiatischen Stoffe und Frankreichs kriegerische Ehrenstellen sind auf die Insel gekommen. Die reicheren Kinder hielten sich für besser als ihre Väter. Die Einwohner wurden gegen ihren Zustand mißtrauisch, sie strebten nach einem höheren Glück. Anjehzt tauschen sie in Europa, gegen eitle Vergnügungen und Ehrenstellen, häußliche Eintracht und ländlichen Frieden um. Da die Väter hauptsächlich für die Söhne sorgen, so werden diese nach Frankreich geschickt, von dannen sie selten zurück kommen: Man zählt aus dieser Ursache über 500 mannbare Töchter auf der Insel, welche unverheyrathet dem Alter entgegen gehen.

Von Bourbon schifte unser Reisender nach dem Vorgebürge der guten Hofnung. Seiner Beschreibung zufolge muß diese holländische Colonie eine der glücklichsten Gesellschaften des Erbodens seyn. Die Luft am Cap ist rein, das Clima gemäßigt; der Boden fruchtbar, und die Menschen den heilsamsten Vorschriften der Natur getreu. (*)

Der

(*) Die Holländer haben sich 300 französische Meilen weit an den Ufern des Oceans, und 150 Meilen weit an den Ufern des Mosambischen Canals ausgebreitet, in das innere Land aber nicht über 50 Meilen. Man behauptet, diese Colonie könne 4 bis 5000 Weiße in Waffen



Der Hauptort ist eine sehr wohlgebaute Stadt. Viele Strassen sind mit Canälen durchstochen, und die meisten mit Eichbäumen bepflanzt. Den reizendsten Anblick geben die Einwohnerinnen mit frischen blühenden Wangen, welche man auf Bänken von Rasen oder Stein vor den Thüren sitzend erblickt.

Die Sklaven geniessen den Reichthum des Landes mit. Sie bekommen so viel Brod und Gemüse, als sie begehren. Man theilt an zwey Negers wöchentlich einen Hammel aus. Den Sonntag läßt man sie nicht arbeiten. Sie schlafen auf Betten mit Matrazen und Decken versehen. Männer und Weiber sind mit Sorgfalt gekleidet. Ein Sklave wird hier noch einmal so theuer, als auf der Insel Frankreich bezahlt. Hier ist man also mit zwey blossen nackenden Armen noch einmal so reich.

Die

Waffen stellen, aber es würde Mühe kosten, sie zusammen zu bringen. Alle Lebensmittel sind hier in Ueberschuß; ein Centner Korn kostet 100 Sous; 10 Pfund Hammelfleisch 12 Sous; ein Faß Wein, zwey und eine halbe Barike haltend, 150 Livres. Man richtet hier die Zugochsen ab, daß sie beynähe so geschwinde wie Pferde laufen. Dem auswärtigen Handel giebt der Cap Felle von Seefälbern, Tigern, Hämmeln und Ochsen; Aloe, Butter, Eingefalzenes, gedörrete Früchte, und allerhand Art von Schwaaren. Man hat vergebens versucht, Caffee und Zuckerrohr dort zu pflanzen, die Asiatischen Pflanzen gedeihen nicht.

Die gute Behandlung macht aus diesen Negern ganz andre Leute. Man bemerkt mit Bewunderung an ihnen den Eifer und die Wirksamkeit unserer freyen Dienstboten. Dennoch sind diese eben die Insulaner aus Mandagascar, welche sich in andern Colonien gegen ihre Herren so gleichgültig zeigen.

Die Hottentoten sind die Eingebornen des Landes und frey. Sie sind nicht diebisch, verkaufen nicht ihre Kinder, bringen sich nicht untereinander in Sclaveren. Einige vermietthen sich, für einen Piafter das Jahr, als Dienstboten, und sind den Einwohnern dergestalt ergeben, daß sie oft ihr Leben für sie wagen.

Die Administration am Cap bezeigt sich sehr aufmerksam gegen die Hottentoten. Wenn sie Klagen wider die Europäer führen, hört man sie günstig an: denn die Vermuthung ist allemal zum Vortheile der Nation, welche die wenigsten Begierden und Bedürfnisse hat.

„Die zärtlichste Einigkeit, schreibt unser Reisender vom Cap, herrscht hier unter den Anverwandten. Der Bruder meiner Wirthin (*) war ein Bauer, der aus einer Entfernung von 70 französischen Meilen sie zu besuchen gekommen war. Dieser Mann sprach kein Wort, und saß fast beständig mit der Tobackspfeife im Munde. Er hat-

(*) Madame Nedlin. Ihr Mann war Adjutant von der Bürgerschaft und gehörte zu den Angesehenen der Stadt.



hatte einen tosjährigen Sohn mitgebracht, der ihm kaum von der Seite wich. Der Vater streichelte ihm die Wangen, und machte ihm Liebkosungen ohne dabey zu sprechen; das Kind, eben so stille wie der Vater, drückte die starken Hände des Alten zwischen den seinigen, indem es ihn mit Augen voll kindlicher Zärtlichkeit anblickte. Dieser Knabe war vorsmäßig gekleidet. Ein zierlich gekleideter Anverwandter von ihm wohnte in eben dem Hause; diese beyden Kinder giengen in größter Vertraulichkeit mit einander spazieren. Der Bürger verachtete den Bauer nicht; er war sein Better. “

„Die Demoiselle Berg, nicht älter als 16 Jahre, habe ich einem ansehnlichen Hauswesen allein vorstehen sehen. Sie empfieng die Fremden, wachte über die Dienstboten, unterhielt die Ordnung in einer zahlreichen Familie, und das mit einer immer zufriedenen Miene. Ihre Jugend, ihre Schönheit, die Annehmlichkeiten ihrer Person, die Eigenschaften ihres Charakters, brachten ihr den einhelligsten Beyfall zuwege: indessen habe ich nie wahrgenommen, daß sie darauf gemerkt hätte.“

„Das Vergnügen ihres Vaters bestand darinn, wenn er des Abends von seinen Geschäften nach Hause kam, sich mitten unter seine Kinder zu setzen. Diese warfen sich um seinen Hals; die jüngsten umfaßten seine Knie; sie nahmen ihn zum Richter über ihre Handel oder über ihre Spiele, während die älteste Tochter, indem sie alle anläch-

lend, die einen entschuldigte, die andern lobte, die Freuden dieses väterlichen Herzens verdoppelte. Ich glaubte die Antiope des Idomeneus zu sehen.“

„Es giebt keine Schauspiele am Cap, und man begehrt sie nicht. Treue Gattinnen, wohlgezogene Kinder, glückliche Dienstbothen, stellen einem jeden in seinem eignen Hause die rührendsten Auftritte dar. Dies sind Freuden, die keine Erdichtung verschaffen kann. Zum Gespräch ist in solchen Gegenständen nicht viel Stof; auch spricht man hier wenig.“

„Wenn die Mädchen am Cap ihr Herz gerührt fühlen, so gestehen sie es offenherzig. Sie machen kein Geheimniß aus der Liebe: sie drücken sie aus, wie sie sie empfinden. Wird ein Jüngling geliebt, so wird er auch öffentlich den übrigen vorgezogen; für ihn sind die holdesten Blicke, die zärtlichsten Begegnungen, alle die schmeichelhaften Zeugnisse einer entschiedenen Gunst. Ich habe die Demoiselle Nedling die Abreise ihres Geliebten beweinen sehen. Ich habe gesehen, wie sie unter vielen Seufzern die Geschenke zurechte machte, die ihm als Zeichen ihrer Zärtlichkeit bestimmt waren. Sie suchte keine Zeugen dazu, aber sie floh sie auch nicht.“

„Diese ehrliche Weise veranlaßt gemeiniglich glückliche Heyrathen. Die Jünglinge gehen mit ähnlicher Freymüthigkeit zu Werke. Sie kommen ihre Versprechungen zu erfüllen aus Europa zurück,



zurück, mit dem neuen Verdienste einer überstandnen Gefahr, und einer durch Abwesenheit geprüf- ten Zärtlichkeit: Hochachtung gesellt sich zu Liebe, und nährt das ganze Leben hindurch in diesen standhaften Seelen die Begierde zu gefallen, welche man anderwärts so vielen Abwechslungen unterworfen sieht.“

„Den Magistratspersonen, besonders dem Gouverneur, bezeigt man am Cap grosse Ehrerbietung. Sein Haus unterscheidet sich von den übrigen durch sonst nichts, als eine Schildwache, und den Gebrauch, daß man in die Trompete stößt, wenn er zu Mittag speiset. Diese Ehrenzeichen sind seiner Stelle anklebend: übrigens umgiebt seine Person nicht die mindeste Pracht. Er geht aus ohne Gefolge, er wird ohne Schwierigkeit angesprochen. Sein Haus liegt am Ufer eines Canals, und ist von Eichbäumen beschattet. Inwendig sieht man die Bildnisse von Ruitern, Tromp, und einigen andern berühmten Holländern. Es ist klein und simpel, und so ist es der geringen Anzahl von Clienten, welche ihre Geschäfte hinein berufen, recht angemessen; aber der Bewohner ist in solchem Grade geliebt und geehrt, daß kein Colonist vorüber geht, ohne es zu grüssen.“

„Der Herr von Tolback (dies ist der Name des Gouverneurs) stellt keine öffentlichen Lustbarkeiten an; aber er hilft mit seinem Vermögen ehrbaren Familien auf. Niemand macht ihm den Hof. Wird Gerechtigkeit gefordert, die erhält man
im

im Rath; wird Beystand begehrt, den zu leisten achtet er für seine Pflicht: es müßten Ungerechtigkeiten seyn, wenn man etwas bey ihm nachzusehen hätte.“

„Er ist fast immer Herr über seine Zeit, und er verwendet sie zur Befestigung der Einigkeit und des Friedens, weil von ihnen die Wohlfarth der Gesellschaft abhängt. Er glaubt nicht, daß das Ansehen des Oberhaupts sich auf die Zwietracht der Glieder stütze. Ich habe ihn öfters sagen hören, gerade und recht zu handeln sey die beste Politik.“

Mit bewegtem Herzen verließ unser Reisender, nach einem Aufenthalte von zween Monathen, dieses glückliche Vorgebürge.

Die erste Landung von hieraus geschah auf der Insel l' ascension. Ein Vulkan überdeckte vor Alters ihre ganze Oberfläche mit geschmolzenen Felsen. Diese schwarze Massen stehen in gräßlichen und seltsamen Gestalten da. Ihre Spitzen sind vom Unflath der Seevögel weiß. Beym Mondschein glaubt man lauter Grabmäler zu sehen, auf denen Gespenster herum irren.

Unser Verfasser geräth bey dieser Gelegenheit in eine weitläufige Betrachtung über die Oberfläche der Erde, ihre allmähliche Gestaltung und Bevölkerung, und sagt, nachdem er sie beschlossen:

„der Betrachtungen, die ich auf dieser Insel an-

„stellte, wurden sehr viel, weil angenehme Gegen-

„stände uns zum Genuß, unangenehme hingegen



„zum Nachdenken reizen. Der Glückliche raisonnirt selten: der Leidende nur untersucht, ob er in den Uebeln, die ihn umringen, nicht wenigstens einige nützliche Beziehungen entdecken könne. So wahr ist es, daß die Natur das Vergnügen zur Triebfeder des Menschen gemacht hat; wo sie es nicht im Herzen geben kan, da giebt sie es im Kopf.“

Als unser Reisender bald hernach die Felsen von Penmare erblickte, sann er auf keine Hypothesen: diese Felsen waren die Küste seines Vaterlandes.

Am folgenden Morgen erreichte das Schiff die Reede von Orient. Das Schiffsvolk war vor Freuden ausser sich. — „Eine Menge Fischerbarken, erzählt unser Verfasser, kam auf uns zu: man kaufte von ihrer frischen Waare: man bereitete eilig ein letztes Mahl; man setzte sich hin, stand auf, setzte sich wieder, niemand konnte essen; wir alle wurden nicht müde, Frankreichs Boden zu bewundern.“

„Ich wollte mit meinen Sachen an Land; man rief die Bootsknechte: umsonst, sie arbeiteten nicht mehr. Sie hatten ihre besten Kleider angezogen: sie waren von einer stummen Freude ergriffen; sie sprachen kein Wort: einige redeten für sich allein.“

„Ich entschloß mich kurz; ich gieng in das Zimmer des Capitäns um von ihm Abschied zu nehmen. Der Capitän drückte mir die Hand, und sagte mit bethrüntem Auge zu mir: ich schreibe an meine Mutter. Ich rief einem Fischer und trat

trat in seine Barke. Beym Aussteigen dankte ich dem Himmel, daß er mich endlich in ein natürliches Leben herstellte.“

Unser Verfasser hat seinem Werke einige Anmerkungen über die Reisen und die Reisenden angehängt, und beschließt mit folgender schönen Beschreibung des Landlebens.

„Was sollen mir die grossen Städte, ihre Staatswagen, ihre Palläste, ihr Lerm, ihr Gedränge, ihre Spieler, Gastmäler, Besuche; ihre schleunigen und nichtswürdigen Freundschaften? So sehr vervielfältigte Freuden verwandeln die Glückseligkeit in Schale, und den Genuß in Beobachtung. Das Leben soll kein Schauspiel seyn. Nur auf dem Lande genießt man die Güter des Herzens, sich selbst, seine Frau, seine Kinder, seine Freunde. In allen Stücken, dünkt mich, ist das Land den Städten vorzuziehen: dort ist die Luft rein, die Aussicht lächelnd, das Gehen sanft, das Leben leicht, die Sitten sind einfach und die Menschen besser. Dort entwickeln sich die Leidenschaften ohne jemanden zu schaden. Wer die Freyheit liebt, hängt dort von nichts als dem Himmel ab; der Geizhals empfängt sich immer vermehrende Schätze; der Krieger kann jagen, der Wollüstige Gärten pflanzen, der Weltweise die besten Gegenstände zum Nachdenken in der Nähe finden.“

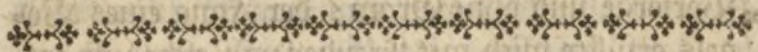
„Die Felder meines Geburtsorts würde ich allen übrigen vorziehen, nicht weil sie die schönsten sind,



„sind, sondern weil ich dort erzogen ward. Der
 „Aufenthalt unseres ersten Lebens hat einen verbor-
 „genen Reiz, ein rührendes ich weiß nicht was,
 „welches kein glücklicher Zufall schenken, und kein
 „andres Land ersetzen kan. Wo sind sie, die Spiele
 „der zarten Jugend, jene geschäftigen Tage ohne
 „Vorsorge und ohne Gram? der Fang eines Vo-
 „gels erfüllte mich mit Freuden. Welche Lust ent-
 „pfand ich einem Feldhune zu liebkosen, mich von
 „seinem Schnabel necken zu lassen, in meiner Hand
 „sein Herz schlagen und seine Federn schauern zu
 „fühlen. Glücklich ist, wer den Ort wieder findet,
 „wo alles geliebt ward, wo alles liebenswürdig
 „schien, die Wiese, wo er herum lief, und den Obst-
 „garten, den er plünderte! Noch glücklicher ist, wer
 „dich niemals verließ, väterliches Dach, heilige Frey-
 „stätte! Wie viele Reisende kommen zurück, ohne
 „einen Aufenthalt zu finden! Von ihren Freunden
 „sind einige gestorben; einige entfernt, hier ist eine
 „Familie zerstreut, dort Gönner. . . . Aber das
 „Leben ist nur eine kleine Reise, und das Alter des
 „Menschen ein schneller Tag. Ich will seine Stür-
 „me vergessen, um mich allein der Dienstleistun-
 „gen, der Tugenden und der Beständigkeit meiner
 „Freunde zu erinnern. Vielleicht behält diese
 „Schrift ihre Mahnen auf und läßt sie meine Er-
 „kenntlichkeit überleben! Vielleicht gelangt sie bis
 „zu euch, ihr guten Holländer am Cap! Und du,
 „armer Neger, der du auf Maurizens Felsen weinst,
 „wenn meine Hand, die deine Thränen nicht abwiz-
 „schen kan, Thränen des Schmerzens und der Reue
 „in

„in das Auge deiner Tyrannen preßt, so habe ich
 „an Indien nichts mehr zu fodern, ich habe mein
 „Glück dort gemacht.“

Und zu diesen Worten kein Wort weiter von
 mir, als leben Sie wohl, meine Freundinn.



IV.

Schreiben

aus D. . . an einen Freund in London

über den

gegenwärtigen Zustand

der

historischen Litteratur in Teutschland.

Fast bedaure ich es, daß ich in dem letzten Schrei-
 ben an Sie, theurester Freund, meine Grillen
 und Beobachtungen über das Wachsthum unsrer
 Dichtkunst, während der fünf Jahre Ihrer Ab-
 wesenheit aus Teutschland, noch dazu so unge-
 beten und gleichsam zudringend, hingeschrieben
 habe. Sie gefallen Ihnen, so schnell ich sie auch
 auf das Papier geworfen; dies schmeichelt mei-
 nem Eifer, Ihrer Freundschaft täglich würdiger
 zu werden: aber glauben Sie auch, daß mich
 Ihr Ansinnen, eben so über den gegenwärtigen
 Zustand unsrer historischen Litteratur mit Ihnen

D. 4

zu



zu plaudern, in Verlegenheit setzet? daß er jenen Eifer einer gefährlichen Prüfung unterwirft? Meynen Sie vielleicht, es sey gleich bequem, gleich angenehm, über Poesie oder über Historie zu raisonniren? Ja, wenn wir über diese Wissenschaft so vielerley Maasstäbe, Theorien und Journale, unter denen man nach Belieben wählen kan, befassen, als über jene; wenn in unsern Caffeehäusern und Koterien eben so häufig über diese, als über jene, geschwätzt, gestritten, geurtheilt würde; wenn, um es kurz zu sagen, die edle ernste Geschichtskunde unter uns eben so viel Glück gemacht, eben so viel Ansehn und Liebhaberey erlangt hätte, als ihre schlauere und geschmücktere Nebenbuhlerin, die Dichtkunst. Dies alles geht den Priestern und Verehrern der Klio in einem hohen Grade ab. Ob ich gleich für meine Person beyden Wissenschaften herzlich gut bin — denn daß ich viel zu furchtsam sey, jemals mehr als Dilettante zu werden, wissen Sie schon — so urtheile ich doch in Gesellschaften und Briefen weit lieber über unsre Dichter, als über unsre Geschichtschreiber. Das ununterbrochene Glück, das jene seit zehn bis zwanzig Jahren, der Fühllosigkeit der Grossen gegen teutschen Geist ohngeachtet, durch unsterbliche Werke gemacht haben, begeistert, hebt den Nationalstolz, öffnet den Mund zu Lobeserhebungen und Kritiken: geschlossen bleibt er bey dem trägen Fortrücken der teutschen Historiker. Als Sie, mein Vertheiler, uns verließen, übertrafen schon die Teutschen

schen an guten Dichtern die Nation, unter der Sie nun fünf Jahre wandeln, und die ist keine Milton und Pope aufzuweisen hat. Damals schon blüheten Klopstock, Gleim, Gessner, Weisse, Ramler, Uz, und mehrere; Jacobi, Michaelis, Kretschmann, Denis, Mastalier, Gorteric. schmeichelten sich mit Hoffnungen, und haben sie auch seitdem reichlich erfüllt. Aber — unsre Geschichtschreiber! Wo sind die Namen derer, die ich den Namen jener ältern Dichter an die Seite stellen könnte? Hier stockt, Nachdenken und Feder. Sie würden, wenn Sie mich ist sähen, den Unmuth in meinen Mienen ohne Mühe entdecken. Lassen Sie mich erst wieder kälter werden.

So gar befremdend, dünkte ich, sollte uns doch der Mangel an guten Geschichtschreibern nicht vorkommen; und fast möchte ich die vorhin gebrauchten Worte träges Fortrücken wieder austreichen. Ohne weitläufige Beweise werden Sie mir, wie ich hoffe, zugestehen, daß es weit schwerer sey, in der Geschichte, als in der Dichtkunst, zu glänzen. Haben Sie wohl je gehört, daß die gute Mutter Natur ohne einige Beyhülfe Geschichtschreiber geboren habe? Das thut sie aber mit Dichtern. Oder, zweifeln Sie wohl, daß diese mit unendlich weniger Kultur, wenigstens in einigen Gattungen, sich schwingen können, als jene? Wenn der Geschichtschreiber eine Menge nothwendiger und mannichfaltiger Kenntnisse gesammelt, so haben sich gewöhnlich bey die-



fem Sammeln und Lernen die Seelenkräfte schon abgenutzt; die Jahre sind dahin, welche zur reizenden und gemeinnützigen Einkleidung solcher Kenntnisse erfordert werden. Doch, wie gesagt, dies bedarf keines Beweises, am wenigsten für Ihren hellen Geist. Sie haben mich ja auch nur gefragt, wie es ist um die Geschichtskunde in unserm lieben Vaterlande stehe? Also doch wohl, ob sie seit den letzten Jahren her zu- oder abgenommen habe?

Die Frage ist schwer zu beantworten, ich mag sie kehren und wenden, wie ich will. Soll sie so viel heißen, ob wir in dem Felde der Geschichtswissenschaft mehrere oder weniger Arbeiter haben? so kann man überhaupt antworten: wo nicht mehrere, doch gewiß eben so viele. Fragen Sie mich aber, ob sich die Arbeiter verbessert oder verschlimmert haben? so würde ich zwar lügen, wenn ich das letztere behaupten wollte: aber nun — verbessert! In wie ferne verbessert? In welchen Theilen der Geschichtswissenschaft verbessert? In welchen Stücken der Bearbeitung oder des Vortrags verbessert? Im Sammeln der Materialien? In der kritischen Prüfung und Aussonderung derselben? In ihrer Zusammensetzung und Ausschmückung? Dies alles in gehöriger systematischer Form, mit Erfahrungen und Beyspielen aufgestützt, vorgetragen, würde vielleicht eine ganz schulgerechte Abhandlung abgeben: aber, diese wollen Sie nicht; und ich — kann nicht. Meine Anmerkungen
über

über den gegenwärtigen Zustand der poetischen Litteratur mißfallen Ihnen nicht; sollten wohl ähnliche, aber schwerer gemachte Beobachtungen über die historische Gelehrsamkeit unsrer deutschen Zeitgenossen nicht eben so glücklich seyn?

Frey also von den Banden der Methode getraue ich mir zu behaupten, daß ist die Geschichtskunde, im Ganzen genommen, eine etwas feinere Gestalt angenommen, oder daß die meisten Kunstgenossen derselben mit mehr Geschmack, Kunst und Philosophie arbeiten. Selbst einige alte geschickte Meister aus Ludewigs und Köhlers Schulen bemühen sich, ihren Arbeiten mehr Kraft, Feinheit und Popularität zu geben. Aber es gelingt ihnen nicht so, wie den jüngern, deren Bildung in der Zeit der gereinigten Philosophie, Kritik, Sprachkunde und wisigen Litteratur vorgegangen ist. Um dies völlig einzusehn, darf man nur zwo Blätter in Häberlins und Schlözers, in Sattlers und Schröckhs, in Pauli's und Schirachs Schriften gegen einander halten.

Unter diesen Männern zeichnet sich hauptsächlich Schlözer aus. Ihn glaube ich mit Ueberzeugung an die Spitze aller istslebenden deutschen Geschichtschreiber stellen zu können: und da wir noch keinen Thucydides, keinen Livius, keinen de Thou, keinen Robertson haben; so glaube ich, Schlözer sey dem Ziele, das so schwer zu erreichen ist, und das die eben genannten



ten grossen Männer erreicht haben, am nächsten. Er ist derjenige, der sich seit der Zeit, da Sie Deutschland verlassen haben, unter unsern Historikern am stärksten hervorgethan hat. Er besitzt nicht allein eine seltne Kenntniß vieler morgen- und abendländischer Sprachen, und eine unermüdlliche Gedult im Sammeln, Vergleichen und Prüfen der Begebenheiten; er besitzt auch die Kunst, seinen durchgedachten Materialien eine richtige, edle und einnehmende Form zu geben. Alles dies in Einer Person vereiniget, macht den vollkommenen Geschichtschreiber; aber diese Vereinigung ist auch so schwer und selten, daß ich unter allen itzlebenden europäischen Gelehrten keinen kenne, der hierher zu rechnen wäre, als den Schotten Robertson. Also auch nicht Schlözern? werden Sie fragen. Nein, wenigstens noch nicht wegen seiner vorhandenen Schriften, die übrigens sehr schätzbar sind. Ich glaube aber, daß er unser Robertson werden könne, wenn er nur wollte, wenn er nur weniger schriebe, wenn er nur nicht so viele Universitätsvorlesungen hielte. Um ihnen dies zu beweisen, müßte ich die Schriften des Mannes analysiren, müßte ich seine Probe rufischer Jahrbücher und seine Einleitung in die nordische Geschichte mit der angefangenen kleinen Weltgeschichte und mit der Vorstellung seiner Universalhistorie vergleichen; und das wollen Sie doch nicht? Nach ihrer Rückkunft ins Vaterland suchen Sie die Beweise oder Widerlegungen meiner Plaudereien selbst auf.

Nächst

Nächst an Schlözern steht sein Kollege, der Ihnen wohl bekannte Garterer; ein Mann, dem die historische Litteratur in Deutschland sehr viel zu danken hat; der in unsre Kompendien bessere Methode eingeführt, der die Diplomatif zu reformiren gesucht, der überhaupt in allen historischen Hülswissenschaften und in der dazu gehörigen Sprachkenntniß eine ausnehmende Stärke besitzt; dessen Einkleidung historischer Wahrheiten immer noch gefällig genug ist, gefälliger, als die Schreibart unsrer historischen Sammler, der ihr aber auch durch zu vieles Künsteln Schaden thut. Sie ist, dünkt mir, nicht so natürlich, wie Schlözers; er besitzt auch weniger populäre Philosophie, einen minder starken und richtigen Blick in das Gewebe der Begebenheiten, als dieser. Sein historisches Institut, dessen Einrichtung Sie kennen, und dessen Stiftung Garterern wirklich Ehre bringt, dauret noch fort: aber noch immer hat diese Gesellschaft, die viele angesehene Männer als ihre Mitglieder rühmt, vor der Welt nichts Erhebliches geleistet. Vielleicht daß sie manchen Jüngling zur Bearbeitung des historischen Feldes aufgemuntert hat — und auch dies wäre freylich ein Verdienst — aber, auffer dem ewigen Dreheln an einer Theorie der Geschichte, und auffer dem Journalisiren hat sie meines Wissens noch keine öffentliche denkwürdige That gethan, ohngeachtet sie nun schon über acht Jahre bestehet. In förmlichen Geschichtsbüchern hat sich Garterer noch immer nicht

ge-



gezeigt, und in der Ausarbeitung seiner Kompendien ist er zu veränderlich; heute diesen, morgen einen andern Plan! Aber sein neuestes Buch, **Einleitung in die synchronistische Universalhistorie**, enthält einen Schatz von langwierigen kritischen Untersuchungen, neuen Entdeckungen in der alten Geschichte, besonders in der Geschichte der Völkerwanderung, und Klaffifikationen — Sie wissen es ja schon, daß das Planmachen und das Klaffificiren Gatterers Steckenpferd ist.

Wenn Gatterer in der Diplomatif groß ist, so ist es Büsching noch mehr in der Geographie. In der Diplomatif leuchteten jenem Mabillon und Tasin so herrlich vor: aber in der neuen Geographie fehlte es an solchen Männern. Hülfsmittel in Menge — allein, ein solches Buch, wie Büschings Erdbeschreibung und die damit verbundene Statistik; nennen Sie mir eines! suchen Sie eines bey irgend einer Nation! Büsching arbeitete, wie Sie wissen, von Grund aus, als wenn er gar keine Vorgänger gehabt hätte. Nur Schade, daß er bey der Beschreibung Europens und eines Theils von Asien stehen geblieben ist, und sein unsterbliches Werk nicht vollendet! Büsching kennt nicht blos seine Geographie, sondern er ist auch in den meisten Theilen der eigentlichen Geschichtskunde Kenner und Meister: aber in pragmatischer Bearbeitung derselben hat er sich noch nicht hervor gethan.

In

Zu seinem nun aus sieben Bänden bestehenden Magazin für die Historie und Geographie liefert er jährlich viele brauchbare Nachrichten und Untersuchungen, die aber größtentheils von andern Gelehrten herrühren. Seit dem Anfang dieses Jahrs giebt er wöchentliche Nachrichten von neuen Landkarten, geographischen, statistischen und historischen Büchern, heraus, aus denen man sehr viel lernen kan, besonders in Ansehung neuer historischer Bücher, die im Norden erscheinen. Das Beste und Seltenste aus diesen wöchentlichen Nachrichten und aus dem Gattererischen Journal, das vor kurzem unter einem neuen Titel fortgesetzt worden, wollen nebst andern Recensionen und Nachrichten, die Verfasser eines seit 1769. zu Altenburg herauskommen- den historischen Journals liefern. Es führet den Titel: Betrachtungen über die neuesten historischen Schriften, besteht izt aus zwölf Stücken, und empfiehlt sich durch seine Vollständigkeit.

Ein anderer berühmter Geschichtschreiber, der erst seit einigen Jahren durch meisterhafte Werke bekannt geworden, ist der Professor le Bret in Stuttgard. Seine Stärke besteht in der italienischen Litteratur. Er hat sich verschiedene Jahre lang in Venedig und in Rom aufgehalten, die welsche Sprache genau studiert, vieles geern- det, das er izt theils durch Recensionen im Gattererischen Journal, theils durch ein Magazin, wovon



wovon drey Bände fertig sind, gemeinnützig macht, und noch izt steht er in Verbindung mit verschiedenen italienischen Staatsleuten und Gelehrten. Seine Geschichte der Bulle in Cona Domini, seine Geschichte von Venedig, wovon neulich der zweyte Band erschienen, und seine Geschichte von Deutschland, die eine Fortsetzung der Ihnen bekannten Heilbronner Staatengeschichte ist und izt aus drey Theilen besteht, sind seine vornehmsten Werke. Er ist in dem Besiz einer männlichen und kräftigen, aber wenig korrekten Schreibart, wovon vielleicht das für die deutsche Litteratur überhaupt und besonders für die Historie so nachtheilige Vielschreiben Schuld ist.

Dieses Vielschreiben, das leider! meistens von der Nothwendigkeit und von der Gleichgültigkeit der Grossen gegen die Aufnahme der Wissenschaften erzeugt wird, hindert viele Jünglinge und Männer an der gehörigen Entwicklung und Politur ihrer Talente, hindert unsre Schröckhe und Schirache, daß sie das nicht sind, was sie seyn könnten. Diese beyden Männer, die überhaupt mit vielen historischen und andern Kenntnissen gerüstet sind, haben sich besonders das Fach der Lebensbeschreibungen zur Bearbeitung gewählt. Schröckhen kennen Sie schon als einen unsrer besten historischen Schriftsteller, dem der ganze deutsche Sprachschaz zu Gebote steht, und der durch seine Biographien die Geschichte gemein-



meinnützig macht. Schirach ist nach ihm mit seiner Biographie der Teutschen, wovon wir schon fünf Bände voll haben, hervorgetreten, und zeichnete sich gleich Anfangs durch einen eigenthümlichen philosophischen Ton vor Schröckh aus. Schirach schreibt gedrungener und lebhafter, als Schröckh; unterdes behält jeder seine Leser, deren Urtheile nothwendig so verschieden seyn müssen, als die Schreibart dieser beyden Biographen. Ist es doch in Ansehung der alten Geschichtschreiber eben so; dieser ließt den Livius lieber, jener den Tacitus &c. Wäre das unselige Vielschreiben nicht, so würden unsre beyden deutschen Biographen ihre vorzutragenden Begebenheiten schärfer prüfen können; Schröckh würde nicht so weitschweifig, Schirach nicht so gezwungen schreiben. Doch muß ich in Ansehung des letztern noch sagen, daß er seine neuesten Lebensbeschreibungen berühmter Teutschen natürlicher und dem historischen Tone gemässer schreibt. — Uebrigens können wir auch auf Jerusalem und auf Nicolai, als auf gute Biographen stolz seyn. Sie haben wenige, aber desto vollkommnere Stücke geliefert.

Auch Toze in Bükow ist einer unsrer bessern Geschichtsverständigen. Seine zur Fortsetzung der allgemeinen Welthistorie fertigete Geschichte der vereinigten Niederlande und seine Statistik berechtigen ihn, einen der obersten Plätze unter Teutschlands Historikern einzunehmen. Er versteht nicht allein viele ausländische

II. B. 3tes St.

R

dische

bische Sprachen, sondern auch seine Muttersprache in einem sehr seltenen Grade; und an seinem historischen Vortrage ist, wie mich dünkt, wenig auszufehen, es wäre denn, daß er vielleicht manchen zu simpel, und nicht markicht genug schreibt. Man erwartet noch viel von ihm, besonders eine **Statistik von Deutschland.**

Dies erinnert mich an den Professor **Bertram** in Halle. Dieser Mann hat vor einigen Jahren den ersten Versuch mit einer Statistik des teutschen Reichs gemacht, der zwar nicht vollkommen, aber doch gut eingerichtet und brauchbar ist. Seine Fortsetzung von **Ferreras** spanischen Geschichte ist mit dem dritten Bande (oder mit dem dreyzehnten des ganzen Werks) geendiget. Man beklagt aber, daß er die spanische Geschichte nur bis zum westphälischen Frieden fortgeföhret hat. Die Vollendung des Werks würde ihm gewiß Ehre gebracht haben: aber die portugiesischen und spanischen Bücher, die er dazu braucht, sind nicht ohne grosse Kosten, zum Theil gar nicht aufzutreiben. Unterdes wird er das historische Publikum noch mit manchen andern nüslichen Schriften, vornemlich mit einer **Geschichte des Hauses Anhalt**, beschenken.

Daß **Cramer** in Lübeck einer unsrer bessern Geschichtschreiber sey, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen: aber, das wissen Sie vielleicht noch nicht, daß uns seine Rückkehr nach Teutschland im vorigen Jahr einen neuen Theil seiner vortreflichen Fortsetzung des **Bossuet** bewürket hat.

Wen

Von Gebhardi in Lüneburg, der seit seiner zur allgemeinen Weltgeschichte gelieferten Geschichte von Norwegen und Dännemark, die Sie kennen, nichts hat drucken lassen, erwartet man auch noch manche Frucht zur Bereicherung der Geschichtskunde. Seine Schreibart ist zwar etwas schwerfällig, aber immer ungleich besser, als die Schreibart so vieler jetzt lebender Scribler.

Moser in Osnabrück — wie freuten Sie sich kurz vor Ihrer Abreise mit mir, als wir in unsern Abendgesellschaften den ersten Theil seiner Osnabrückischen Geschichte oder vielmehr seine Einleitung in die Geschichte der Teutschen wechselseitig vorlasen! Wie lebhaft wünschten wir, daß ein so forschender, ein so philosophischer und mit den Grazien vertrauter Geist uns bald mit mehreren Produkten von dieser Art beschenken möchte! Aber leider! seit der Zeit hat er gänzlich geschwiegen. Ich wüßte mich nicht zu entsinnen, daß nach der Erscheinung seines Buchs ein ähnliches wäre erzeugt worden.

Joh. Heinrich Schlegel in Kopenhagen, ein Teutscher, hat im Jahr 1760. den ersten Theil einer Geschichte der Könige von Dännemark aus dem Hause Oldenburg, geliefert; und schon vor zwey Jahren ist eine neue Auflage davon gemacht worden. Er hat zu einem vollkommenen Geschichtschreiber die beste Anlage von der Welt; aber ausgebildet ist sie noch nicht. Er hütet sich nicht im-

mer



mer für Kleinigkeiten, die nur in Chroniken gesucht werden, und seine Schreibart ist nicht die reinste.

Böhme in Leipzig hat unterdes verschiedene kleine lateinische Abhandlungen geschrieben, welche allemal etwas Neues und Ausgesuchtes enthalten: aber ein größeres Werk hat er nicht fertiggestellt. Desto besser, hoffe ich, wird seine versprochene Geschichte von Livland und seine neue Ausgabe von Sleidans Reformationshistorie werden.

Kremer in Mannheim hat seit Ihrer Abreise gleichfalls geruhet; so auch Sasi, B. Tscharner, Dobner, Dütter, Ohlenschlager, Curtius, Hanselmann, Erath, Bel, Pfeffel, Oesele, Gruner und Pauli in Halle, Hoffmann in Tübingen, Berger, Schlegel in Heilbronn, und vielleicht noch andre, die in dieses Fach gehören.

Desto fleißiger waren: Haberlin, Boysen, Sattler in Stuttgart, Reinhard in Erlangen, Schumacher, Grundig, Gadebusch, J. J. Rambach, Veltrichs, Eckhard, Gerken, Sorge Wetter, Teuthorn, Möller, Lamey, Jung, Longolius, Schelhorn, Würdwein, Adelong, Hausen 2c. Diese Männer, deren Namen ich so, wie sie mir eingefallen, hergeschrieben habe, und in deren Reihe vielleicht mehrere gestellt werden könnten, kennen Sie schon. Die Verdienste der meisten sind unläugbar; aber ihre Bescheidenheit würde beleidiget werden, wenn ich sie

öffentlich unsern besten Geschichtschreibern zugesellen wollte. Die meisten von ihnen sind treffliche Geschichtsforscher: aber auch als solche werden sie doch noch von den Semlern, Walschen, Seynen, Ayrern, Murrayen, Gerberten, Dreyern, Crollen, Kollaren, übertroffen.

Wenn Sie es verlangen, so will ich Ihnen ein andermal Nachricht von den neuesten Schriften aller dieser Männer geben.

Unsre Numismatiker, Hirsch, Schläger, Kbell, Madai, Möhsen, Spies, Will, Schmidt, hätte ich beynabe vergessen: aber sie haben auch, ausser Möhsen und Spies, die letzten Jahre her nichts Wichtiges geleistet. Reinhard in Erlangen hat sich auch vor kurzem in diesem Fache gezeigt, und den vierten und letzten Theil zu des verstorbenen Joachims Münzkabinet geliefert.

Zimmermann, Heflin, Wegelin, Slögel, und wenn es irgend noch einen deutschen Philosophen giebt, der seine Werke durch Geschichte veredelt, haben in den letzten Jahren kein hierher gehöriges Meisterstück ausgestellt.

Sager fährt noch immer fort, für die Geographie Materialien zu sammeln. Ranft, Cassel, Pratz und Büttlinghausen, die Ihnen sämtlich bekannt seyn werden, arbeiten auch noch unaufhörlich in ihrer alten compilirenden Manier. Von unsern historischen Uebersetzern, deren ein unüber-



fehlliches Heer ist, und die alles, was die Franzosen und Engländer für und wider die Geschichte thun, unverzüglich ins Deutsche übertragen, will ich nichts sagen; was sollte es Ihnen auch nützen? Nur dies muß ich bemerken, daß eben die *dura necessitas*, deren Schädlichkeit ich vorhin berührte, auch manchen guten Kopf zum Uebersehen zwingt, der, wenn er in eine bequemere Lage käme, vielleicht mit gutem Erfolg an der Erweiterung der Geschichtskunde arbeiten könnte.

Sonderbar kommt es mir vor, daß wir in den letzten zwey bis drey Jahren so viele Compendien der Universalhistorie erhalten haben, von ältern und jüngern Historikern. Ich kan Ihnen deren fünf nennen, welche alle ihre Vorzüge, aber auch noch manche Mängel haben: Schlözers Vorstellung seiner Universalhistorie, Gatterers Einleitung in die synchronistische Universalhistorie, (dies ist jedoch mehr ein Discours über seine Ihnen bekannte synchronistische Tabellen) Hausens Handbuch der alten und neuen Universalhistorie, (ist noch nicht geendiget) Kenners Handbuch der Geschichte neuerer Zeiten, und Baumgarten-Crusii *Elementa historiae singularum Europae ac Germaniae in primis rerum publicarum*. Auch Schröckh wird nächstens mit einem Compendium der Universalhistorie hervortreten.

Die beyden neuesten Compendienschreiber, Kenner in Braunschweig und Baumgarten-Crusius in Leipzig, gehören zu unserm jungen Histori-

historischen Anflug, den man, weil er sich so gut anläßt, billig aufs beste pflegen sollte. Zu diesem Anflug, worunter ich angehende Schriftsteller verstehe, sie mögen nun alt oder jung seyn, rechne ich noch Thunmann in Halle, zwar von Geburt ein Schwede, der aber doch deutsch schreibt, Titteln in Karlsruhe, Wenken in Leipzig, Schmidren in Braunschweig, Scrittern in St. Petersburg, Müllern in Schafhausen, Sprengeln in Göttingen, Schwaben in Weimar, Walchen zu Semlow in Pommern. Von Müllern und Sprengeln kan sich, wie ich glaube, die Zukunft am allermeisten versprechen. Es sind forschende, philosophische, lebhafte Genies.

Und nun, werden Sie sagen, unter einer so starken Kolonie von Historikern kein Hume? kein Robertson? leider! Nein. Fragten Sie mich, welche von diesen Männern, oder wie viele derselben könnten Robertsone werden? so würde ich vielleicht an Schlozern denken, die Achseln zucken, und die Frage, zu deren Beantwortung, alle andre Bedenklichkeiten nicht gerechnet, eine ziemliche Dosis Prophezeyhungskraft gehören würde, gar höflich von mir ablehnen. So viel bleibt doch gewiß, die durch menschlichere Philosophie und schärfere Kritik bewerkstelligte Verfeinerung unsrer Litteratur überhaupt, hat auch wohlthatigen Einfluß in die historischen Wissenschaften gehabt, so daß wir jetzt mehr Genies, die sie erweitern, veredeln und gemeinnützig machen, aufweisen können, als unsre Väter, ich will nicht sagen vor vier-



zig oder funzig, sondern nur vor zwanzig oder dreyßig Jahren.

An der waterländischen Geschichte wird fast weniger gearbeitet, als an den Geschichten fremder Nationen. Häberlin hat seine Kenntnisse in der teutschen Reichshistorie nur allzu reichlich mitgetheilt in dem zu Halle herauskommenden sogenannten Auszug aus der allgemeinen Weltgeschichte, ob er gleich in dem neuesten oder eilften Band noch nicht über die erste Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts hinaus gerückt ist. Wenn das Werk fertig seyn wird, so ist es zwar mehr merth als Barre's Kompilation, aber doch noch immer nicht viel mehr, als Kompilation. Le Bret in seiner zu Heilbronn angefangenen Geschichte der Teutschen arbeitet unstreitig feiner, und sein Werk, wenn es so vollendet wird, verdient in seiner Art eben so sehr geschätzt zu werden, als das häberlinische: aber er schreibt doch zu eilig, citirt auf gut französisch, wendet keinen Fleiß auf die Polieur. Doch, daran mag wohl der Verleger Schuld seyn; wie denn überhaupt die Verleger durch ihr übermäßiges Antreiben, Flehen und Vorstellung ihres Verlustes, der Geschichte weit mehr Schaden als Nutzen gebracht haben, und noch täglich bringen. Bearbeitungen einzelner Begebenheiten oder auch ganze Perioden in der teutschen Geschichte werden doch jährlich in ziemlicher Quantität geliefert. Erst zu Ende des vorigen Jahrs hat der Hofrath Jung in Hannover eine lateinisch geschriebene Ge-

Geschichte der Grafschaft Bentheim in einem dicken Quartbände geliefert, die man mir sehr gerühmt hat, und von der ich Ihnen vielleicht nähere Nachricht gebe, wenn ich Sie selbst sehen werde.

Ich will Ihnen jetzt nur noch sagen, was uns die vorige Messe an historischem Gut gebracht hat, und mit dem ich Sie, auf Verlangen, in meinen folgenden Briefen näher unterhalten will. Die Akademie zu Mannheim hat den dritten Theil ihrer Schriften herausgegeben, worinn doch immer etwas von Kremer und Lamey verkommt. Ferner sind erschienen: der 7te Theil von Büschings Magazin; die 2te Fortsetzung von Crolls erläuterten Reyhe der Pfalzgrafen zu Aachen; der 4te Theil von Dobners Haged; Lambachers österreichisches Interregnum; der 2te Theil von le Brels Staatsgeschichte der Republik Venedig; der 3te Theil dessen Magazins; der 3te Theil von Pubischka's böhmischen Geschichte; der 8te Theil von der Sammlung vermischter Schriften zur sächsischen Geschichte; der 5te Theil von Sattlers Geschichte des Herzogthums Württemberg unter den Herzogen; der 5te Theil von Schirachs Biographie der Deutschen; Schmidts, genant Phiseldock, Versuch einer neuen Einleitung in die russische Geschichte; Littels deutsche Geschichte in Tabellen.

Wenig genug! werden Sie denken; und darunter wohl nicht ein einziges Meisterstück? —

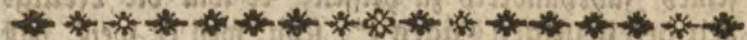


Das will ich Ihnen sagen, wenn ich die Bücher selbst vor mir haben werde. Leben Sie unterdes wohl, und bleiben Sie mein edler traurer Freund, so wie ich bin

der Ihrige

D.
am 1. Jun. 1773. S. J. U.
N. S.

Die vornehmsten, seit Ihres Aufenthaltes in England verstorbenen Historiker, die mir jetzt noch so kurz vor dem Abgang der Post einfallen, sind folgende: Schöpflin, Brucker, Gebauer, Achenwall, Zamberger, und noch einige *minorum gentium*.



V.

Auszug

aus einem Schreiben aus Paris, vom 22sten May 1773.

Ich fange die Beantwortung Ihres Schreibens sogleich mit Rousseau an, um sie mit Treron zu endigen: weil Sie auch ihn einer Anfrage gewürdigt haben. Ueberall muß man die Rangordnung beobachten.

Rousseau

Rousseau, dessen Name in Europa berühmt ist, lebt zu Paris im Verborgenen. Kaum erinnert man sich, daß er da sey. Er wollte die Menschen fliehen, und die Menschen haben ihn vergessen. Niemand also ist dabey mehr betrogen, als er; denn er floh, um gesucht zu werden. Rousseau kannte das Pariser Publikum nicht. Will man die Aufmerksamkeit desselben an sich ziehen; so muß man es unaufhörlich beschäftigen, und seine Person oder seine Werke den Zuschauern oft darstellen; insonderheit denenjenigen, welche die Posaunen des Ruhms sind; ich meyne den Gelehrten und den Grossen. Unaufhörlich muß man auftreten, und handeln, und immer unter einer neuen Gestalt erscheinen. Dies hat die Wirksamkeit des Voltaire zur Absicht, und dies ist das Arcanum seines Ehrgeizes. Fünzig Meilen von der Hauptstadt entfernt, lebt er nur für sie und in ihr. Alle acht Tage schickt er auf der Post ein Werkchen nach Paris, und mit dem nächsten Posttage erwartet er das Schicksal desselben. Ein sechzigjähriger Ruhm vermag nicht, ihn so kühn zu machen, sich nur einen Ruhetag zu erlauben. Es ist ihm nicht genug, der Held seines Jahrhunderts zu heißen; er will die Neuigkeit des heutigen Tages (*) seyn; weil er weiß, daß über der Neuigkeit des heutigen Tages der Held des Jahrhunderts oft vergessen wird, und daß für den müßigen, eckeln, unruhigen Haufen von Bewohnern dieser grossen, aus Schriftstellern und Lesern zusammengesetzten Stadt das Gegenwärtige alles, und das Vergangene nichts ist. Urtheilen Sie selbst, ob Rousseau, welcher seit zehn Jahren, von der Welt abgefondert, im Stillen lebt, auf der veränderlichen Bühne unsrer Litteratur, wo Scenen und Schauspieler beständig abwechseln, bemerkt werde. Als er in Paris ankam, zeigt er sich zu verschiednen malen in einem Caffehause; und man drängte sich, ihn zu sehen.

(*) la nouvelle du jour.

hen. Jetzt kömmt er, zur gewöhnlichen Spazierstunde, in der grossen Allee der Thuilleries oder auf dem Boulevard herumgehen, ohne daß jemand auf ihn Acht gäbe.

Man hat Sie fälschlich berichtet, wenn man Ihnen gesagt hat, daß er Bibliothekar von Choisi sey. Hieran ist niemals gedacht worden.

Sie fragen mich vielleicht, ob sich diese Gleichgültigkeit gegen seine Person bis auf seine Schriften erstreckte? Nein. Man liest die letztern noch immer mit Vergnügen; und wird, glaub' ich, nicht aufhören, sie zu lesen. Zwar hat die Begeisterung, welche sie anfänglich erweckten, dem ruhigen Urtheil einsichtsvoller Männer Platz gemacht; und man sieht ihre Mängel ein; aber zugleich wird man ihre Schönheiten immer empfinden. Ihr Verfasser hat weder den tiefen und erweckenden Verstand des Montesquieu, noch die bezaubernde Naivetät des Montagne, welche er doch nachzuahmen sucht, noch die schnelle, glänzende Leichtigkeit und den zuverlässigen Geschmack des Voltaire, mit welchem man ihn nicht vergleichen sollte; aber er hat eine natürliche Wärme, ein hinreißendes Feuer, und eine Kraft in Wendungen und Ausdrücken, welche ihm allein eigen ist. Oft wird er sich ungleich und weitläufig; aber überhaupt nährt der Reichthum seines Styls die Seele und den Geist, ohne sie zu ermüden. Oft hat er die Wahrheit und den Leser zum besten, und seine Systeme und Entwürfe sind, im Ganzen genommen, fast immer glänzende Firtümer; aber ein falscher Grundsatz bey ihm hat eine Menge von einzelnen Schönheiten hinter sich, um deren willen man ihm alles verzeiht. Wenn man ihn liest; so muß man sich wenig um den Grund der Untersuchung bekümmern, und nur alle die Schönheiten auffangen, welche sich neben her darbieten. Auf diese Art liest man ihn, wie er geschrieben hat. Ohngeach-

geachtet alles dessen, was man wider seine Aufführung gesagt, bleibt es gewiß, daß die Moral seiner Schriften schön und rührend ist, und in das Innerste des Herzens Gefühl und Ehrfurcht für die Tugend bringt. Eine lebhaftere Einbildungskraft ist immer für den Gegenstand, welchen sie behandelt, bis zur Leidenschaft eingenommen; und wendet, um das Gute und Schöne zu mahlen, eben den Nachdruck an, der sie zuweilen irre führt.

Wenn wir von seinen Schriften eine jede besonders betrachten; so finden wir, daß diejenige, welche ihm zuerst einen Namen gemacht hat, denselben am wenigsten verdiene. Seine zu Dijon gekrönte Abhandlung ist nicht viel mehr, als eine zierliche Declamation über einen Gegenstand, der an sich selbst nur eine Sophisterei war. Man mußte nicht fragen; ob die Wissenschaften und Künste die Sitten verderben? Schon die bloße Frage empört die gesunde Vernunft. Es ist lächerlich zu gedenken, daß durch die Bauung des Verstandes die Seele sich erniedrigen könne. Der Mensch ist nicht verdorben, weil er erleuchtet ist; sondern er kan nur, ist er einmal verdorben, zur Vermehrung seiner Laster sich eben derer Einsichten bedienen, wodurch er seine Tugenden zu vermehren im Stande war; ohngefähr so, wie gute Nahrungsmittel dem Gesunden Leben und Stärke geben, den Kranken aber tödten. Es mußte daher bewiesen werden, daß Verderbniß sey immer der Macht gefolgt, und zugleich mit die Wissenschaften; weil es der Natur des Menschen, zumal des in der Gesellschaft lebenden, gemäß ist, seine Stärke auf alle Weise zu gebrauchen. Glück und Macht haben die Mittel zu Kenntnissen und die zum Verderben zugleich vervielfältigen müssen; so, wie die Wärme zugleich den Saft der Pflanzen in Bewegung bringt, und die Dünste bildet, woraus Gewitter entstehen. Dieser Gegenstand aus einem solchen Gesichtspunkte betrachtet,

hätte

hätte sehr philosophisch werden können; allein der Verfasser der Abhandlung wollte nur besonder seyn, und das war der Rath, welchen ihm Diderot gegeben hatte. Welche Parthey werden Sie ergreifen? sagte dieser zu dem Genfer, als er für die Academie zu Dijon arbeiten wollte. Die der Wissenschaften, sagte Rousseau. Eine Felsbrücke, versetzte Diderot. Nehmen Sie die Gegenparthey, und Sie sollen sehen, was Sie für Lärm machen.

In der That machte das Werk viel Aufsehens; um desto mehr, da es anfänglich schlecht widerlegt wurde. Der Genfer hatte mit Segnern zu thun, denen es übel ließ, wenn sie auch Recht hatten, und er schlug sie mit den Waffen des Lächerlichen. Uebrigens war der Streit darüber mehr werth, als die Abhandlung selbst, denn Rousseau war in seinem Element sobald er streiten konnte. Dennoch kam ein letzter Feind (Herr Borde von Lyon) der mit vielem Wig und vieler Beredsamkeit schrieb; aber die Sache fieng an, etwas alt zu werden; das Publikum bezeigte sich gegen den neuen Ritter ziemlich kalfsinnig; und Rousseau antwortete nicht mehr.

Unterdessen hatte diese Streitigkeit die Wirkung, daß die von Rousseau behauptete Meynung, welche nicht die seinige war, und die er aus blosser Liebe zum Sonderbaren angenommen hatte, dadurch daß er sie vertheidigte, ihm eigen wurde. Er fieng damit an, gegen die Wissenschaften zu schreiben, und nach und nach wurd' er auf diejenigen unwillig, welche sich mit denselben beschäftigten. Ein wenig Eifersucht und geheime Verbitterung gegen sie hatt' er schon lange mit sich herum getragen. Dieser erste glückliche Erfolg übertraf seine Erwartung, und ließ ihm seine Stärke fühlen, welche, nach einer zwanzigjährigen Unterdrückung durch Niedrigkeit und Elend, sich empor hob. Im Genuße der Erstlinge des Ruhms qual-

ten

ten jene zwanzig unbedeutenden Jahre seinen Ehrgeiz. Er erinnerte sich, bey Herrn Dupin, bey dem er in Diensten gewesen war, die Tage nicht mit am Tische gespeist zu haben, an welchen die Gelehrten sich daselbst versammelten, und betrat das Feld der Litteratur, so wie Marius nach Rom zurück kehrte, voll Rache, und der Moräste von Minturne eingedenk.

Dies war die Anlage zu der Abhandlung über die Ungleichheit der Stände, reicher an Sachen, und stärker im Ausdruck, als die von Dijon; aber eben so paradox, vom Hass gegen die Wissenschaften eingegeben, und dahin gerichtet, zu beweisen, daß jeder denkende Mensch ein verdorbnnes Geschöpf sey. Solche Ungereimtheiten können guten Köpfen nicht gefallen; aber die satyrische Laune ihres Verfassers reizt den Leser und unterhält ihn. Es ist eine Unterredung mit einem Wilden, der gesittete Menschen belustigt, indem er ihnen seltsame Schmahworte sagt.

Diese Neigung zur Satyre bekam auf den Theatern der Comischen Oper eine neue Gelegenheit sich vorzuthun, und so entstand der Brief über die Musik; ein Werk voll guter Grundsätze, welches keinen andern Fehler hat, als den, die Sache zu weit zu treiben. Ueberhaupt muß einem öfters, bey Rousseau, dasjenige einfallen, was Tacitus sagt: daß es eine seltnen Gabe sey, in der Weisheit Maas zu halten, tenere in sapientia modum. Jener beweist sehr gut die Fehler unsrer Musik; aber er fügt hinzu, daß wir keine haben können. Zugleich mit seinem Briefe gab er uns den devin de village, ein Stück voll Anmuth und Melodie. Nach der Zeit haben die Compositionen von Duni, Philidor, Monsigny, und die Meisterstücke von Gretry, welche durch ganz Europa, wo man noch nichts als unsre Tänze kannte, gesungen werden, Rousseau völlig widerlegt, der vielleicht dennoch bey seiner Meynung bleibt.

Nach-



Nachdem er die Oper verbannt hatte, stand er gegen das Französische Theater auf, und wollte beweisen, daß wenn erstere zu nichts gut wäre, als uns Langeweile zu machen, letzteres uns nothwendig verderben müßte. Zween berühmte Schriftsteller, D'Alembert und Marmontel vertheidigten die Bühne. Ihre Vertheidigungen sind gut; aber man möchte lieber Unrecht haben, wie Rousseau.

Dieser hat selbst sein Leben beschrieben, welches, als Historie oder Roman betrachtet, unter seinen Werken nicht die wenigste Aufmerksamkeit verdienen wird. Diejenigen, denen er es vorgelesen hat, sagen, daß er seine Fehler und Ausschweifungen offenherzig bekennt, aber beständig interessant ist.

In meinem nächsten Briefe werd' ich Sie von Thomas und Linguet unterhalten, zween auf sehr verschiedne Art berühmten Männern.

Erstere hat uns kürzlich mit einer neuen Ausgabe seiner von der Academie gekrönten Reden beschenkt, und derselben einen Historisch-Philosophischen Versuch über den Gebrauch und die Wirkungen des Lobes und der Lobreden bey allen Völkern, unter ihren verschiednen Regierungsformen, vorgesezt. Dieses, alle seine bisherigen Schriften weit übertreffende Werk ist voll tiefer Gelehrsamkeit, voll kühner Philosophie, und mit einer allzeit edeln, oft erhabnen Beredsamkeit geschrieben.

Linguet hat für Hrn. Morangies (*) eine letzte Vertheidigungsschrift herausgegeben, welche ihm mehr

(*) Der Rechtsandel des Grafen von Morangies gegen die Erben der Witwe Veron gehört zu dem allermertwürdigsten, und bietet dem philosophischen Beobachter

ver-

mehr Ehre macht, und mit mehrerem Geschmack abgefaßt ist, als seine vorigen Arbeiten dieser Art. Zu gleicher Zeit aber ist er dadurch lächerlich geworden, daß er in der Lateinischen Inschrift, an der Bildsäule Ludwig des XVten, in den Thuilleries, einen Sprachfehler entdecken wollte; einer Inschrift, welche der berühmte Hr. Le Beau aufgesetzt, und die Academie des belles lettres durchgesehen hat. Ein in den Französischen Merkur eingerückter Brief hat ihn vor dem Publiko gänzlich zu Schanden gemacht, und der dem Verfasser der Inschrift auf eine so unbescheidene Art von ihm gemachte Vorwurf der Unwissenheit ist auf ihn selbst zurück gefallen. Hierzu kömmt eine andere noch empfindlichere Kränkung, welche ihn so gar von der Advocatur entfernen könnte. Das Parlament, der unanständigen Hestigkeit müde, welche in seinen Vorträgen herrscht, und um deren willen er oft von dem Publiko ausgezischt wird, hat zu erkennen gegeben, daß es ihn nicht mehr anhören wolle, und eine von Linguet zu führende Sache, wider alle gewöhnliche Rechtsform, sechs Wochen hinausgesetzt.

Auf dem Theater, auf welchem die Demoiselle Raucourt sich dem ganzen Winter über mit so vielem Ruhm gezeigt hat, ist nichts neues vorgefallen. In der Poesie haben wir Fabeln von Hrn. Boisard bekommen, worunter ein Duzend ganz artige sind; und von Hrn. Colardeau eine Nachahmung in Versen des Temple de Guide; ein Unternehmen, das allgemein getadelt worden, und dessen Ausführung, einige einzelne Stellen, ausgenommen, matt und nachlässig ist.

Was verschiedene sehr interessante Seiten dar. Wir werden im folgenden Stück des Merkurs unsere Leser ausführlich davon unterhalten.

II. B. 3tes St.



Was Freron betrifft, weil sie doch wollen, daß ich seiner erwähne, so dürfen sie nicht glauben, daß er sich aus einer ganz und gar falschen Anekdote ein Gewissen mache. (*) Dergleichen zu wagen kostet ihn nichts. Wer aber kann sich vorstellen, daß es Voltaires Ernst gewesen sey, denjenigen als einen Mann von Geschmack anzuführen, der so viele schlechte Werke gelobt, und so viele gute verkleinert hat? Vielleicht hat Voltaire das, was man ihn ernsthaft sagen läßt, als eine in die Augen fallende Unwahrheit, im Ton der Ironie gesagt. Am merkwürdig-

(*) Freron erzählt im ersten Heft seines diesjährigen Journals: Der noch lebende Marquis von Prié, ein Sohn des verstorbenen Statthalters der Oesterreichischen Niederlande, habe, vor ohngefähr 10 Jahren, einige Tage bey dem Herrn v. Voltaire zugebracht, und beyhm Abschiede ihn ersucht, ihm einen tüchtigen Mann in Paris zu einer gelehrten Correspondenz anzuweisen. Hierauf habe Voltaire, nachdem er sich einen Augenblick besonnen, erwiedert: wenden sie sich an den Schurken, Freron, er allein ist im Stande, zu leisten, was sie fodern. — Da der Marquis sich über diese Rede sehr gewundert, habe Voltaire hinzu gefügt: Ja wahrhaftig, Freron ist der Einzige Mann, der Geschmack hat; ich muß dieses bekennen, ob ich ihn gleich übrigens aus guten Ursachen verabscheuen muß. „Dem zufolge, sagt Freron, trug man mir die Correspondenz an, welche ich bis in das Jahr 1764. geführt habe.“ Freron beruft sich auf das Zeugniß des Banquier Valette und des Marquis von Prié; beyde sind noch am Leben. S. l'Année littéraire 1773, N. I. p. 13, 14.

digsten dabey scheint mir, daß Streron sehr damit zufrieden ist, ein Schurke genannt zu werden, wenn man ihm nur Geschmack zuerkennt. Uebrigens sind seine Blätter im größten Verfall, und sein Name ist ein Schimpfwort. Alle Tage nehmen seine Subscribern ab, und seine Unverschämtheit zu. Wenn der Buchhändler Le Jay ihn verliesse, so würd' es ihm schwer werden, einen andren Verleger zu finden. Eine üble Vorbedeutung für ihn ist das widrige Geschick seines Schülers, des Abbe Aubert, welcher das Journal de Trévoux fortgesetzt hat, und, weil die Unkosten nicht herauskommen, es aufgeben muß. Der Abbe Aubert wird also nur noch die petites affiches schreiben. D'Alenbert sagte: dies sey nicht das Feinste von seinen Werken.

Man sagt, Diderot sey im Begriff eine Reise nach Rußland, oder wenigstens nach Holland anzutreten; aber es ist noch zweifelhaft, ob er Paris verlasse. In dem Handel mit Luneau (*) ist seine Aufführung in der That sehr zweydeutig gewesen, und hat ihm wenig Ehre gemacht. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß er zu der Zeit, als der Anschlag zu einer neuen Encyclopedie gemacht wurde, von der

S 2

alten

(*) Luneau de Boisjermain hatte die Pariser Buchhändler gegen sich aufgebracht, indem er seine commentierte Ausgabe des ältern Racine, und noch einige andre Schriften für seine Rechnung hatte drucken lassen. Es gelang jener Kotte, einen Befehl zum Verhaft auf des Luneau Effecten zu erschleichen, der aber gleich wieder aufgehoben wurde. Hierauf gieng Luneau der Buchhändler-Gesellschaft, welche die Encyclopedie verlegt, zu Leibe und forderte von den 737 Livres, welche sie von ihm, als Subscribern empfangen hatten, 457 Livres zurück.



alten viel Böses gesagt, um die Aufsicht über die neue zu bekommen; daß er, aus Unzufriedenheit mit den Buchhändlern, zum Nachtheil derselben, dem Lüneau Nachrichten mitgetheilt, welche dieser von niemanden als von ihm erhalten konnte; und daß er nachmals, ich weiß nicht für welchen Preis, sich von den Buchhändlern wieder erkaufen lassen, gegen Lüneau zu schreiben; der ihm nachher sehr übel mit gefahren ist.

Mehr kann ich Ihnen nicht davon sagen; denn, ohne Diderot zu kennen und zu lieben, ohne an seine Grundsätze, weder des Geschmacks, noch der Moral, zu glauben, lieb' ich verschiedne seiner Freunde. Ueberdem hängt seine Sache einigermaßen mit der Sache der Wissenschaften und der Philosophie zusammen.

Ich bin u. s. w.

D.



VI. Ueber

zurück. Die Forderung des Hrn. Lüneau, in soferne alle übrige Subscribenten eine gleiche machen können, läuft in die Millionen. Die berühmtesten Advocaten haben für die Buchhändler geschrieben, dahingegen Hr. Lüneau sich nur seiner eignen Zunge und Feder bedient hat. Dem bisherigen Ansehen nach wird die Entscheidung des Parlaments zum Vortheile des letztern ausfallen. S. Recueil des memoires de Mr. Lüneau de Boisjermain, au sujet de l'Encyclopedie.

VI.
 Ueber die
 neuesten Bücher der Naturgeschichte.
 In Briefen an Herrn C**

Erster Brief.

Ueber des Herrn Dezallier von Argenville
 Conchyliologie. (*)

Mein geliebter C**

Sie haben mir den Auftrag ertheilet, Ihnen von den neuesten Büchern, die für die Naturgeschichte gehören, zuverlässige und ausführliche Nachrichten zu ertheilen. Sie wissen, wie gern ich Ihnen diene, am liebsten in einem Fache, dem

S 3

ich

(*) Des Herrn Dezallier von Argenville Conchyliologie, oder Abhandlung von den Schnecken, Muscheln und andern Schalthieren, welche in der See, in süßen Wassern, und auf dem Lande gefunden werden; nebst der Zoomorphose, oder Abbildung und Beschreibung der Thiere, welche die Gehäuse bewohnen. Wien, bey Krause 1772. Die Conchyliologie beträgt 302 S. die Zoomorphose 22 S. und ein angehängtes Wörterbuch 58 S. nebst 41 Kupfertafeln in Folio.



ich alle' meine Nebenstunden widme. Sie wollen die grössern und die kleinern Schriften dieser Art genauer kennen. Ich will Ihnen dasjenige getreulich entdecken was ich weiß, aber sie dürfen ihre Stirn nicht wider mich runzeln, wenn mein Urtheil nicht allemal Ihren Wunsch erfüllet. Schief soll mein Urtheil nie ausfallen, aber eben so wenig will ich schmeicheln, denn das würde ohne Zweifel die zwiefache mögliche Beleidigung seyn, die ich den Schriftstellern, und selbst Ihnen zufügen könnte. Ich glaube es wenigstens, daß man dann am glücklichsten urtheilet, wenn man den Schriftstellern ihre Mängel ohne Zurückhaltung entdeckt, denn das ertheilt ihren Nachfolgern eine gute Anleitung, was sie leisten müssen, wenn sie ihre Vorgänger übertreffen wollen. Ich mache den Anfang mit einem Werke aus der Conchyliologie, welches nur in so fern neu ist, weil es uns ein Schriftsteller, den ich nicht kenne, im vorigen Jahre in einer deutschen Uebersetzung geliefert hat. Die Urschrift (*) ist Ihnen ohne Zweifel bekannt, desto kürzer kann ich mich bey dem, was ich über die Einrichtung des ganzen

(*) Sie führet die Aufschrift: *Histoire naturelle éclaircie dans deux de ses parties principales la Conchyliologie Paris 1742. Nouvelle edition augmentée de la Zoomorphose Paris 1757, gr. 4to.* Die Conchyliologie hat 29 Kupfertafeln, und die Zoomorphose 9 Tafeln, den Anhang von drey neuen Platten nicht mit dazu gerechnet.

ganzen Werks sonst hätte sagen müssen, jeso fassen; eines Buches, welches ohne Zweifel das beste unter allen Büchern dieses Schriftstellers ist — wenigstens unzählige Vorzüge für seiner Dryctologie hat. Frankreich hat diesen Schriftsteller überaus hoch geschätzt, und man besorgt daselbst wirklich eine neue Auflage der Urschrift, (*) welche unser Uebersetzer erst hätte erwarten sollen, ehe er seine Uebersetzung der Presse übergab, weil man in derselben wichtige Verbesserungen und Zusätze verspricht. Doch diesen Fehler kann Herr Krausse gut machen, wenn er dasjenige in einem eignen Anhang nachholet, was in der neuen Auflage verbessert wird. Nun zur Sache selbst.

Den Anfang macht Herr Argenville mit einem Vorberichte von der Conchyliologie. Sie füllet 12. Seiten aus, und ist mehr eine Nachricht von der Einrichtung dieses Buchs, als eine Einleitung in die Conchyliologie. Wer Cramers Einleitung, die er dem Regensfuischen Werke vorsetzte, und die man bey der deutschen Ausgabe des Rumphs wiederholet hat; oder die Einleitung des D. Martini, die er bey seinem neuen systematischen Conchyliencabinet voransetzte, gelesen hat, der wird dem Herrn von Argenville diese drey Bogen gern zurück geben.

S 4

Das

(*) Man hat diese neue Auflage in dem *Journal des Savans* 1772. Septemb. pag. 446. angekündigt, und davon viel voraus gesagt, was die Leser zu erwarten haben.



Das erste Kapitel begreift eine Eintheilung der allgemeinen Abhandlung von den Conchylien des Meeres, der Flüsse, und der Erde. Hier finden Sie unter andern brauchbaren Gedanken seine Nachrichten von den conchyliologischen Schriftstellern, und hier hat unser Schriftsteller mit vielem Scharfsinn und mit wahrer Einsicht geurtheilet. Aber hätte hier nicht der Uebersetzer die neuesten Werke hinzu setzen sollen?

Das zweyte Kapitel S. 13. giebt eine Anweisung in einem Augenblicke die Classe, die Familie, das Geschlecht und die Art einer See-Fluß- oder Erdconchylie zu erkennen. Ehe ich das Kunststück selbst offenbare, so bemerke ich, daß Herr D'Argenville erst hätte Kennzeichen angeben sollen, wodurch man eine Flußconchylie von der Seeconchylie und diese von der Erdconchylie unterscheiden kann. Es ist wahr, ich halte dies für eine überaus schwere Sache, aber ein Mann von so ausgebreiteten Kenntnissen, von so tiefen Einsichten, von so großen Erfahrungen, wie Herr von Argenville ist, hätte doch wenigstens etwas wagen sollen. Das Geheimniß bestehet in zwey verschiedenen Untersuchungen. Die erste zielt darauf zu erfahren, ob eine Conchylie nur eine Schale, oder deren zwey, oder mehrere habe? Die zweyte ist die Untersuchung ihrer Hauptbildung und bisweilen auch ihres Mundes. Vielleicht, mein Geliebter! werden sie hiebey mit mir einerley Einfall haben, daß man die Conchylien schon kennen müsse, ehe man sie nach dieser Anweisung kennen lernet.

Im

Im dritten Kapitel S. 19. untersucht Hr. von Argenville, wie die Seeconchylien gebildet werden. Im vierten S. 34. wie die Flußconchylien gebildet werden; und im fünften S. 42. wie die Erdconchylien gebildet werden. Ich kann Ihnen hieraus unmöglich einen Auszug mittheilen, da der Verfasser beynahe alle einzelne Geschlechter der Conchylien durchgeheth und von ihrer Bildung redet. Aber die Versicherung kann ich Ihnen geben, daß sie dasjenige mit wahrem Vergnügen lesen werden, was unser Schriftsteller von den verschiedenen Meinungen der Naturforscher über diese Materie gesagt hat. Dasjenige konnte der Uebersetzer hinzu setzen, was neuere Schriftsteller über diesen Punkt gesagt haben, denn hieraus konnte Argenville verbessert und ergänzet werden.

Das sechste Kapitel S. 64. redet von den Orten, wo sich die See-Fluß- und Erdconchylien aufhalten, und von den verschiedenen Arten sie zu fangen. Dieses Kapitel werden sie mit vielem Vergnügen lesen, wo sie der belehene und erfahrne Franzos mit mancher Anmerkung überraschen wird, die Sie hier nicht erwarten, und doch nicht an unrichtigen Orten finden. Freylich könnte man jezo ein weitläuftiges Supplement von Orten hinzuthun, die Herrn D' Argenville entwischt sind, oder unbekannt waren.

Das siebende Kapitel S. 74. redet von dem verschiedenen Gebrauch der Conchylien. Das achte Kapitel giebt eine Anweisung die Schnecken



den und Muschelschalen zu reinigen, zu poliren, und ihre natürliche Schönheit zu vermehren, ohne sie zu verderben. Die Anordnung eines Naturaliencabinets, welche unser Schriftsteller im neunten Kapitel bekannt macht, hat viel Vorzügliches, nur daß dazu ein Aufwand gehöret, den nicht jeder Liebhaber entbehren kan. Ueberhaupt, mein bester C**, muß ich Ihnen hieben eine gedoppelte Anmerkung mittheilen, die für alle Naturaliensammler von sehr grosser Wichtigkeit ist. Die eine: Man berechne sich erst mit seinen gewissesten Einnahmen, um zu erfahren, wie weit man sich in Absicht auf die Fächer der Natur ausdehnen dürfe, Ausschweifungen bringen hier den sichtbarsten Schaden. Als Aldrovandi starb, hinterlies er ein sehr großes Cabinet, aber nicht so viel, daß er konnte begraben werden. Die zwoote: Man gehe bey der Anordnung eines Naturaliencabinets, der Natur selbst nach, und vermeide die Kunst, so viel man kan. Ich könnte Ihnen hier eine Menge Ausschweifungen erzählen, die man hier erblicket, wenn man Cabinette siehet. Vielleicht gebe ich Ihnen hievon zu einer andern Zeit Nachricht.

Das zehnte Kapitel S. 89. von den berühmtesten Naturaliencabinetten in Europa, wird Ihnen unendliches Vergnügen machen, ob ich Ihnen gleich sagen muß, daß unter einer Menge brauchbarer Nachrichten viel leichtes anzutreffen ist. Von den französischen Cabinetten giebt Herr von Argenville die weitläufigsten, von Holländischen und andern die unvollständigsten Nachrichten. Hier habe

habe ich die Nachlässigkeit des Uebersetzers am meisten getadelt, der nicht nur alle die neuen Cabinette übergangen, sondern auch nicht einmal von den Sammlungen in Wien, wo doch der Verleger wohnt, einige Nachträge geliefert hat, die er, wenn er Zeit und Kosten schonete, aus Chemnitzens Beyträgen hätte entlehnen können.

Alle diese Kapitel machen eigentlich nur die Einleitung zum ganzen Werke aus. Nun folgt das eigentliche System des Herrn von Argenville, unter einer lateinischen und deutschen Aufschrift. Ich will Ihnen nur die deutsche mittheilen. „Neue Methode die Seeconchylien nach den Charactern der Geschlechter und Arten in ihre Classen einzutheilen: nebst den Kupferstichen von den schönsten Conchylien, ihren Erklärungen und Anmerkungen über jede Familie.“ Herr von Argenville hat zuvörderst über jedes Geschlecht eine lateinische und deutsche Tabelle geliefert, dann Anmerkungen über jedes Geschlecht mitgetheilet, und endlich seine Kupfertafeln erkläret. Die Haupteintheilung dieses Werks S. 143. ist folgende.

Erste Klasse. Einschalige Seeconchylien:

1ste Familie, Napfschnecken.

2te — Meerohren.

3te — Seewurmgehäuse.

4te — Schiffsboote.

5te — Rundmäulichte Schnecken.

6te



- 6te Familie, Halbrundmäulichte Schnecken.
 7te — plattmäulichte Schnecken.
 8te — Trompetenschnecken.
 9te — Schraubenschnecken.
 10te — Rahnschnecken.
 11te — Rollen.
 12te — Stachelschnecken.
 13te — Purpurschnecken.
 14te — Tonnen.
 15te — Porcellanschnecken.

Zweyte Klasse. Zweyschalichte Seeconchylien:

- 1ste Familie, Aустern.
 2te — Bienenmuscheln.
 3te — Miesmuscheln.
 4te — Herzmuscheln.
 5te — Kammuscheln.
 6te — Messerscheiden.

Dritte Klasse. Vielschalichte Seeconchylien:


- 1ste Familie, Seeäpfel.
 2te — die Schüsselmuschel mit acht
 Rippen.
 3te — Meereicheln.
 4te — Steindatteln.
 5te — Entenmuscheln.
 6te — Steinscheidenmuschel.

Erlau-

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen nur zwo Anmerkungen über diese Eintheilung des Herrn von Argenville machen darf. Die erste sey diese. Ich gestehe es ein, daß man in diese 27. Familien alle Conchylien ordnen kan, die uns zur Zeit bekannt sind; allein die Ordnungen, in welcher Herr D'Argenville seine Familien aufstellt, ist nicht natürlich genug. Eigentlich muß der Naturforscher der Natur nachfolgen, und er kan es sicher thun, weil die Natur ihre eigentlichen Unterscheidungszeichen nicht verbirgt, und uns die Ordnung selbst lehrt, wie sie will betrachtet seyn. In der ersten Klasse, würde ich mit den Meeröhren den Anfang machen, weil die gemeinsten unter ihnen von der Natur so einfach gebauet sind, daß sie nichts anders sind als ein bloßer hohler Canal, eine Röhre. In der zwooten Klasse, würde ich die Herzmuscheln, und die Kammuscheln gleich an die Gienmuscheln angegeschlossen haben, weil sie wirklich die größte Ähnlichkeit unter sich haben. Meine andere Anmerkung ist diese. Von einem Mann, wie Hr. von Argenville ist, würde ich es nicht vermuthet haben, die Seeigel und den Oscabrion unter den Seeconchylien zu finden. Der Seeigel ist durchaus kein Schalengehäuse, kein Testaceum (verzeihen Sie mir dies fremde Wort, wir Deutschen haben keins,) der Augenschein lehrt das, er ist ein Crustaceum, wie der Krebs. — Von den einzelnen Familien giebt nun unser Schriftsteller die besondern Gattungen an, und
 zwar



zwar in einer systematischen Strenge. Freylich ist das System dieses Mannes besser als die Methode des Lister, des Rumph, des Gualtieri, und vieler anderer. Allein es hat nicht alle Gattungen, und ist auch in vielen Fällen viel zu seichte. Doch dies muß man unserm Schriftsteller vergeben. Eine unbedingte Vollständigkeit lassen die neuen Körper, die uns die Holländer, die Dänen und die Engländer alle Tage vorzeigen, nicht zu: und die strengste Ordnung, frey von allen Fehlern ist kein Werk für einen Menschenverstand, der bey der möglichsten Deutlichkeit die er sich erworben hat, doch noch unzählbare Lücken findet. Die Anmerkungen über eine jede Familie, tragen in einer angenehmen Kürze das Nothwendigste für, und zeugen von Belesenheit und von eignem Scharfsinn. Die Beschreibungen der Tafeln aber sind zu mager. Ich will Ihnen eine Probe davon geben. Wir wollen die doppelte Sternschüssel mit zwey Augen Taf. II. Fig. D. vor uns nehmen, und der Beschreibung des Argenville die Beschreibung des D. Martini an die Seite setzen. Der Unterschied wird sich zeigen. Argenville sagt S. 149. „die Napfschnecke D ist mit grossen abgesonderten Streifen gezeichnet und am Rande ausgezackt. Man findet auf ihrem Gipfel zwey Augen, anstatt eines einzigen, welches ihr eigen ist.“ Martini im ersten Bande seines systematischen Conchylienkaabinetts sagt, S. 127: „der hauptsächlichste Unterschied der gegenwärtigen Napf-


 Napfſſchnecke und der vorhergehenden beſteht in dem breiten Wirbel, der, wenn er ein wenig abgerieben iſt, gleichſam zwey weiſſe Augen vorſtellt, anſtatt, daß wir an der vorigen Figur nur eins bemerkten. Uebrigens iſt der Grund der dicken Schale ebenfalls braun, und die erhabnen doppelten Ribben oder Strahlen, ſind durchs Abreiben weiß und glatt geworden. In den Furchen bemerkt man zarte Querſtreifen, und die über tretenden hohlen Strahlen bilden einen ſtark ausgeſchweiften und zackigten Rand. Ich könnte Ihnen mehr Beyſpiele von der Art anführen, allein ich darf Sie nicht gar ermüden!

Nun kan ich ſicher einen Sprung bis auf die 280te Seite thun, wo der Verfaſſer auf die Flußſchnecken kömmt. Er hat zweo Klaffen.

Die erſte Klaffe ſind die einſchalichten, in acht Familien:

1ſte Familie, die Napfſſchnecken.

2te — die länglicht und plattgewundenen Flußſchnecken.

3te — die Meriten.

4te — die Kräuſel.

5te — die Schraubſchnecken.

6te — die Trompeten.

7te — die Sonnen.

8te — die Zellerſchnecken.

Die



Die zwoote Klasse sind die zweyschalichten,
in drey Familien:

- 1ste Familie, die Gienmuschel.
- 2te — die Keilmuschel.
- 3te — die Perlenmuschel.

Sein System über die Erdschnecken trägt Herr von Argenville S. 286. vor. Er theilet sie in bedeckte und in nackende ein, und versteht unter den ersten diejenigen, welche in einem Schalengehäusse wohnen, unter den andern aber diejenigen, welche ohne einem Schalengehäusse leben. In eine Conchyliologie gehören eigentlich die nackenden Erdschnecken nicht, weil sie keine Schale haben; von den bedeckten Erdschnecken aber hat er fünf Familien.

- 1ste Familie, Napfschnecken. Sie sind zweifelhaft.
- 2te — Mond = halbmond = und plattmäulichte Schnecken.
- 3te — Spighörner.
- 4te — Schraubenschnecken.
- 5te — Sonnenschnecken.

Hier hätte der Uebersetzer auf die neuern Entdeckungen aufmerktsamer seyn sollen. Martini im Berlinischen Magazin, Schlotterbeck in den Actis Helveticis, und Schröter in der systematischen Abhandlung über die Erdconchylien, wür-

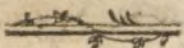
würden ihm reichen Stoff dargeboten haben, die Vollständigkeit, die seinem Schriftsteller mangelt, zu bewirken. Ein Anhang von versteinten Conchylien hätte zur Noth wegbleiben können, ob sich gleich Herr von Argenville bemühet hat, von einer jeden Familie der Conchylien, wenigstens ein paar Zeichnungen vorzulegen. Er nennet sie leblose Conchylien, weil man die Versteinerungen nie mit ihren Bewohnern findet, nie finden kan; die unversteinten Conchylien aber findet man doch in sehr vielen Fällen mit ihren lebenden Bewohnern. Ganz passend ist dieser Ausdruck gleichwohl nicht. Denn eine jede Conchylie, so wie sie in dem Kabinette aufgestellt wird, ist leblos.

Dies hatte ich Ihnen von der Conchyliologie des Herrn von Argenville zu sagen. Ich komme nun auf die Zoomorphose, oder Abbildung und Beschreibung der Thiere, welche die Gehäusse bewohnen. Dieses ist ein sehr schätzbarer Beytrag zur Naturgeschichte. Sie wissen es, Freund! wie wenigen es glückt, die Conchylien der See selbst aufzufischen, und ihre Bewohner zu beobachten. Wir müssen uns, die wir von der See so gar weit entfernt sind, blos mit Geschenken auswärtiger Freunde behelfen, und wo wir ja Conchylien kaufen, so bezahlen wir doch nur die leeren Gehäusse. Selbst diejenigen Freunde der Natur, welche nah genug an der See wohnen, haben nicht allemal Muße,

H. B. 3tes St.

2

oder



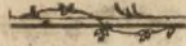
oder Gedult, oder Aufmerksamkeit, oder Erfahrung genug, die zu einer so mühsamen Untersuchung erfordert werden. Wir haben daher aus ganz begreiflichen Ursachen nur sehr wenig Beschreibungen der Thiere, welche die Seeconchylien bewohnen. Lister wagte hierüber, so viel ich weiß, den ersten Versuch, und Schwammerdam fuhr darinne fort, beyde aber konnten nur einige Thiere beschreiben. Rumph übergieng sie zwar in seiner amboinischen Karitatenkammer auch nicht, aber seine Beschreibungen sind mager, und weil die Kupfertafeln in dieser Rücksicht mangeln, unverständlich. Adanson war hier glücklicher, aber seine Bemühungen giengen nur auf dasjenige, was er zu Senegal entdeckte. Allein unser Herr von Argenville gieng weiter. Er suchte, wo es ihm möglich war, von allen Geschlechtern die Bewohner auf, und gab auf ihren Bau, und auf ihre wundervolle Deconomie genau acht, und hieraus ist seine Zoomorphose entstanden. Sie müssen sie ganz lesen, mein geliebter C**! Sie müssen sie zweymal lesen, und diese Bemühung wird Ihnen unendliches Vergnügen schenken, zumal da die deutlichsten und genauesten Abbildungen die Erklärung des Verfassers sehr deutlich und begreiflich machen. Die Bewohner der Napfsschnecken, der Meerohren, der Meeröhren, der Schiffsboote, der rundmäulichten Schnecken, der halbrundmäulichten Schnecken, der plattmäulichten Schnecken, der Stachelschnecken, der Kegelschnecken, der Rollenschnecken,
 der

der Sonnenschnecken, der Porcellainschnecken, der Trompetenschnecken, der Purpurschnecken, und der Schraubenschnecken; die Bewohner der Auster, der Bienenmuscheln, der Niesmuscheln, der Raimmuscheln, der Herzmuscheln, der Messerscheiden; die Bewohner der Seeigel, des Osca-brion, der Meerreicheln, der Steindaddeln, der Entenmuscheln, der Steinscheidenmuscheln sind es, von denen unser Schriftsteller handelt. Auch von den Thieren der Erde und der Flußconchylien finden Sie sehr genaue Nachrichten; allein hiebey sind wir doch gewissermassen gleichgültig, weil wir diese Thierchens selbst beobachten können, wenn wir nur wollen.

Auf der 269sten und folgenden Seite beschreibet Herr von Argenville drey neue Platten mit Conchylien, die ihm bey der Ausgabe seiner Conchyliologie entwischt waren. Es sind seltene und schöne Stücke, ob gleich unter ihnen auch solche sind, die in unsern Tagen gemein genug sind. Ich rechne dahin auf der eilften Tafel den Cylinder mit dem wellenförmigen Zigzack, und die arabische Buchstaben Porcellane. So ist es aber mit allen unsern Seltenheiten beschaffen. Die Folge der Zeit kan ihnen einen großen Theil ihrer Seltenheit benehmen, und manche Conchylie, die vor zwanzig Jahren in Holland viele Gulden kostete, wird jetzt für kaum so viel Stüber verkauft. Den Beschluß macht Hr. von Argenville mit der Erklärung einiger Wörter,

Z 2

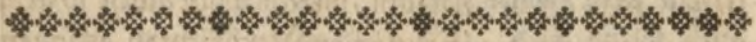
auf



auf welche ein alphabetisches Verzeichniß vieler — Wörter, die — größtentheils in den Wörterbüchern vermist werden; kurz ein kleines Iericon der Naturgeschichte, folgt. Ich will demselben seinen Werth und Nutzen nicht absprechen, aber viele Wörter sind zu unbestimmt erklärt. Z. B. Asteria, wird durch strahlender Stein; Chrysalites durch Ammonshorn, das die Farbe einer Nymphe hat; Echino-brissus, durch Seeigel, von der Art der Echiniten u. s. f. erklärt. Wie mager! —

Ich setze nichts mehr hinzu, als die Nachricht, daß der Druck und das Papier sehr schön, die Kupfertafeln zur Zoomorphose weit besser gestochen sind, als die zur Conchyliologie, und daß mich das Buch im Buchladen acht Reichsthaler kostet. Leben Sie wohl.

S.



VII.

Auszug

der

merkwürdigsten Politischen Neuigkeiten.

Die Hofnung, durch die Friedensunterhandlungen zu Bucharest die Ruhe in ganz Europa wiederhergestellt zu sehen, ist, da der Congress schon am 22ten Merz zerrissen worden, verschwunden.

den. Die Unabhängigkeit der Crimm scheint den Türken eine noch zu schwere Bedingung zu seyn. Da unterdessen, ohngeachtet der nunmehr wieder angefangenen Kriegsoperationen, auf ausdrückliches Verlangen des Grosveziers, die Friedensverhandlung noch schriftlich fortgesetzt wird: so ist zu hoffen, daß doch endlich der diesjährige der letzte Feldzug seyn werde.

Die Russische Armee unter den Befehlen des Grafen Romanzow, soll sich sowohl an Fußvolk als Reuterey in dem besten Zustande befinden; und besonders die Letztern, durch die vortreflichsten Anstalten, welche mit vielen Kosten in Ansehung der Stuttereyen seit einigen Jahren in Rußland getroffen worden, ganz vorzüglich seyn. Ein neuer gewiß nicht unerheblicher Vortheil, den dieses grosse Reich der Weisheit der Monarchin zu danken hat! Der gute Zustand der Armee wird allemal das ersetzen, was an der Anzahl, welche wohl nicht so groß seyn mag, als die öffentlichen Nachrichten es sagen, fehlen sollte. General Potemkin hat schon einige beträchtliche Vortheile über den Seraskier erhalten.

Der von den drey verbundenen Mächten verlangte, und auf den 19ten April ausgeschriebene polnische Reichstag ist an dem bestimmten Tag eröffnet worden. Schon vorher hatte der zu Petersburg sich einige Zeit aufgehaltene Graf Ponninsky eine von den drey Höfen genehmigte und unterstützte Conföderation zu Stande gebracht; und auf ausdrückliches Verlangen der Gesandten von



Wien, Petersburg und Berlin, wurde dem König von Pohlen angetragen, dieser Conföderation beizutreten, und den Reichstag in einen Conföderations-Reichstag zu verwandeln. Der zum Conföderations-Marschall erwählte Graf Poninsky widersezte sich auch sogleich beym Anfang des Reichstags der Wahl eines Reichstags-Marschall, und wollte sich in dieser Eigenschaft selbst darstellen. Die Nowogorodischen und Lithauischen Landbothen widerstunden zwar diesem Ansinnen, und wollten von keiner Conföderation nichts wissen; allein nachdem der König selbst derselben beigetreten, so mußten diese es auch geschehen lassen und der edelmüthige Nowogorodische Landbothe Reytan, konnte mit aller seiner Unerfrochtenheit weiter nichts ausrichten, als daß er sich die Hochachtung beyder Partheyen erwarb. Durch diese Verwandlung des Reichstags in einen Conföderations-Reichstag hörte nun das Liberum veto auf, und die Mehrheit der Stimmen entschied. Die Gesandten der drey Höfe, der Römisch Kaiserliche Graf von Richcourt, der Kaiserlich Russische Baron Stackelberg, und der Königlich Preussische General von Lentulus, welche 30000. Mann zu Unterstützung ihrer Negotiationen vor den Thoren von Warschau hatten, verlangten nun, daß die Nation durch ihre Repräsentanten die Ansprüche ihrer Höfe für rechtmäßig erkennen sollte. Die von allen auswärtigen Mächten eingelaufene Schreiben, wodurch dieselben dem König und der Nation ihr Beyleid über die Verlegenheit, worinnen sie sich befinden, zwar versichern, aber auch dabey

bey nicht bergen, daß sie Antheil daran zu nehmen
 theils nicht wollten theils könnten, wurden dem
 Conföderirten Reichstag vorgelegt. Der König
 verlangte, daß die drey verbundenen Höfe neutralen
 Mächten die Entscheidung ihrer Ansprüche auf
 Pohlen überlassen möchten. Allein dieser Vor-
 schlag wurde sehr verworfen, und endlich von den
 Gesandten den 12ten May declarirt, daß wenn
 den 14ten die Rechtmäßigkeit der Ansprüche ihrer
 Höfe nicht anerkannt würde, die vor den Thoren
 stehenden Truppen in Warschau einrücken und al-
 da auf Discretion leben sollten. Die Quartiere
 wurden schon gemacht, und den Vornehmsten 100
 und mehrere zur Einquartierung angesagt. Selbst
 den 14ten Morgens ließen sich die Oesterreichischen
 und Preussischen Husaren in Warschau häufig sehen,
 und endlich wurde unter der größten Bestürzung
 diesen Tag durch Mehrheit der Stimmen, da 52.
 für die Abtretung der in Anspruch genommenen
 Provinzen, und der König mit 50 dagegen waren,
 die Rechtmäßigkeit der Forderungen anerkannt, und
 in die Bestimmung derer engeren Grenzen dieses
 Reichs im Nahmen der Nation gewilliget, auch
 den verbundenen Mächten die nöthigen Renun-
 ciations-Acten nach allen vorgeschriebenen Punkten
 und Clauseln ausgestellt. Nun wurden Delega-
 tionen zur Unterhandlung mit den drey Mächten,
 zum Entwurf einer neuen Regierungsform von
 Pohlen, zur Untersuchung des Königsmords u. s.
 w. ernannt, und der Conföderations-Reichstag bis
 auf den 15ten September limitirt. Wahrschein-
 lich wird die neue Regierungsform von Pohlen,



welche mit Zuziehung der drey benachbarten Höfe entworfen und festgesetzt werden soll, der ohnlängst in Schweden abgeschafften sehr ähnlich werden. Der König wird mit den Reichsgeschäften wenig zu thun haben, ein gewisses königliches Einkommen wird ihm bestimmt, die Anzahl der Truppen festgesetzt, und das Wahlreich beybehalten werden.

Die Stadt Danzig befindet sich noch in der größten Verlegenheit wegen ihres Commercii, und der Anforderungen ihres neuen, so mächtigen und thätigen Nachbars. Die Rufsische Kayserin hat auf ihr Verlangen den Etatsrath Graf Galoskin dahin abgeschickt, um unter Ihrer Vermittelung die Sachen noch gütlich beyzulegen; auch hat nach den neuesten Nachrichten dieselbe schon den möglichsten Erfolg gehabt.

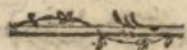
Mit dortigen Juden könnten die benachbarten Staaten überhäufet werden, da in Westpreussen denen, die keine 1000. Rthlr. Vermögen besitzen, das Land zu räumen anbefohlen ist. Der ansehnliche Oesterreichische Landestheil in Pohlen soll in 30. Kreysämter eingetheilet werden.

Wann es einer Catharina II. zu Vermehrung ihres unsterblichen Namens gereichet, daß fast noch nie eine Erziehung mit so vieler Sorgfalt ist besorget worden, als die von ihrem Hofnungsvollen Thronfolger dem Großfürsten Paul Petrowitz, so war von eben dieser Sorgfalt zu erwarten, daß auch nicht mindere Vorsicht bey der Wahl der zukünftigen Gemahlin des Großfürsten würde gebraucht

braucht werden. Catharina II. hatte dazu ein Werkzeug nöthig; einen Staatsmann, dessen Charakteristisches der Beobachtungsgeist wäre, und welcher Klugheit, Behutsamkeit und Redlichkeit genug besäße, um ihm ein Geschäft von so grosser Wichtigkeit anzuvertrauen; und diesen fand die Kaiserin in der Person des seit zwey Jahren in ihre Dienste getretenen wirklichen Geheimdenraths Freyherrn von der Asseburg. Die Zierde der deutschen Fürstinnen, die Frau Landgräfin von Hessen-Darmstadt, ist mit ihren drey noch unvermählten Prinzessinnen Töchtern über Lübeck nach Petersburg abgereiset, und in Kurzen werden wir hören, welche von diesen dreyen bestimmt ist, eine der erhabensten Kronen zu tragen.

Aus Siberien ist zu Petersburg die Nachricht eingegangen, daß daselbst verschiedene reichhaltige Silberbergwerke entdeckt worden, von welchen man sich vieles verspricht: Auch in denen kältesten Theilen dieses weiten Reichs werden Inoculationshäuser errichtet, und diese für die Erhaltung des menschlichen Geschlechts so heilsame Anstalten haben den besten Erfolg. Der in Russischen Diensten gestandene Graf von Tottleben, welcher durch so verschiedene Schicksale bekannt ist, hat in Warschau sein Leben geendiget. Wenn den Nachrichten zu trauen ist, so hinterläßt er ein Vermögen von einigen Millionen.

Der König von Preußen hat in diesem Monat Junius seine neuen Provinzen durchreiset, und



aller Orten Verfügungen zu besseren Einrichtungen getroffen.

Kaiser Joseph II. hat auch eine grosse Reise, welche ein paar Monathe dauern wird, schon im May in das Königreich Hungarn angetreten. Ein vortrefliches Mittel eines Monarchen sein eignes Reich kennen zu lernen, sich die Liebe seiner Unterthanen zu erwerben, und seine Unterbedienten aufmerksam zu machen.

Nach einigen Nachrichten soll der berühmte General Laudohn den besondern Vorzug erhalten haben, nicht von dem Hof-Kriegsrath abhängig zu seyn.

Nach dem Ableben des Fürstens von Taxis ist die hohe Stelle eines Kayserlichen Principal-Commissarii bey dem fortwährenden Reichstag zu Regensburg dessen Herrn Sohn dem dormaligen Fürsten von Thurn und Taxis aufgetragen worden.

Das zu Wezlar noch ebenfalls fortdauernde Cammergerichts-Visitationsgeschäfte gewinnet noch nicht das Ansehen eines baldigen und gedeihlichen Ausganges. Die Bemühungen des Churfürstens von Maynz dieses zu bewirken, verdienen noch von der Nachwelt Dank und Bewunderung.

Die letzte Messe zu Leipzig ist für die Verkäufer eine der besten gewesen, welcher man sich in

30. Jahren erinnern kan. Es hat mehr an Waaren als an Geld gefehlet. Die Griechen zumalen haben sich häufig eingefunden.

Der Graf von Montmartin hat den Würtembergischen Hof verlassen, und seitdem von dem Römisch-Kaiserlichen Hofe Beglaubigungsschreiben, als Kaiserlicher Minister, an die Sächsischen Höfe Ernestinischer Linie erhalten.

An dem Französischen Hofe hat die Russische Kaiserin einen neuen Gesandten, den Fürsten Baratinsky ernennet. Hierdurch, und durch die friedfertigen Erklärungen, welche Rußland dem König von Schweden neuerlich gethan hat, verschwindet die Furcht der Ausbreitung der Kriegesflamme in Norden, wovon die Folgen für ganz Europa unübersehbar gewesen wären.

Frankreich und Spanien hatten schon die Befehle in ihren Seehäven gegeben, mit aller Geschwindigkeit die Flotten auszurüsten. Der Englische Bothschafter zu Paris, Lord Stormont, welcher die Absichten davon im Nahmen seines Hofes zu wissen verlangte, erhielt zur Antwort: daß in der Ungewißheit des Betragens Rußlands gegen Schweden, Frankreich als ein alter Bundes-Verwandter von dem letzten sich verbunden halte, eine Flotte auszurüsten um in allen Fall Schweden beizustehen, und daß also die Kriegs-Rüstung keinen Bezug auf England habe.



habe. England ließ darauf wiederholt erklären, daß die Verbindungen, worinnen diese Crone mit Rußland stünde, sie in die Nothwendigkeit setzten, ein Ebenmäßiges für ihren Bundesgenossen zu thun, und der Befehl würde sogleich zu der geschwindesten Kriegs-Rüstung in alle Seehäven gegeben werden. Hierauf erfolgte die weitere Anzeige von Frankreich, daß da Rußland sich neuerlich gegen den König von Schweden friedfertig herausgelassen habe, so sähe man die weitere Kriegs-Rüstung vor der Hand vor unnöthig an, und so wurden auch von Seiten Englands die weiteren Zurüstungen eingestellt. Das Französische Ministerium scheineth überhaupt dermalen sehr unschlüssig zu seyn, da die innerlichen Unruhen, der Zustand des Reichs, und die Finanzen den Frieden so nothwendig erheischen, als die auswärtigen Conjunctionen oft den Ausbruch des Kriegs unvermeidlich glauben machen. Solte der dormalige Minister der auswärtigen Geschäfte der Duc d'Aiguillon mit einem andern Minister sein Departement vertauschen, und (wie verlauten wollen) der Graf von Broglio, die Stelle des Ducs bekommen, so würde ein baldiger Krieg wohl nicht mehr zweifelhaft seyn. Der dritte Enkel des Königs, der Graf von Artois soll sich nun auch vermählen, und ist zu dessen zukünftiger Gemahlin die Tochter des Königs von Sardinien, und Schwester der Gräfin von Provence bestimmt. Der Controlleur der Finanzen in Frankreich hat zu Bestreitung der Kosten dieser Ver-

Vermählung von den Finanz = Einnehmern ein Anlehn von 4. Millionen Livres verlangt.

Die Manufacturen in Lion sollen dormalen sehr blühend seyn.

Zu Ende des Merzmonaths ist der Schiffs-Lieutenant von Kerguelin an Bord des Schiffes der Roland von Brest wieder ausgelaufen, um fernere Entdeckungen in Süden zu machen. Er hat Gelehrte, und Künstler, auch alle Erfordernisse, die den Wissenschaften so wohl als der Handlung und Schiffart nützlich seyn können, an Bord. Die Reise soll zwey Jahre dauern; und da die Engländer ihrer seits in gleichen Absichten Schiffahrten vornehmen, so kan man hoffen, unsere Weltkugel ehestens vollkommner zu kennen.

Nach den neuesten Nachrichten hat der Pöbel in Guienne einen Aufstand erregt. 6000 Mann sollen vor Bordeaux seyn, um Brod zu verlangen. Das Volk beschweret sich, daß ein Monopolium damit getrieben werde, und daß der König sein Geld durch den Frucht-Handel geltend mache. Verschiedne Regimenter haben Befehl erhalten dahin zu gehen.

Ein lobenswürdiges Beyspiel ächter Freundschaft hat uns vor kurzen der Abt de la Gallisonnaire bey seinem sterbenden Freund dem Abt von Collnicourt gegeben. Letzterer war wegen seiner hinterlassenden Schulden auf seinem Todtbette sehr bekümmert. Der Abt de la Gallisonnaire bezahlte



zahlte solche, und brachte dem Collnicourt für 80000 Pfund bezahlte Quittungen.

Beim Englischen Parlament ist die Angelegenheit der Ost-Indischen Compagnie der wichtigste Gegenstand der Berathschlagungen gewesen. Die Absicht des Hofes und dessen anhängenden Parthey war, die seither von der Compagnie unabhängig besessene weitläufige Länder in Ost-Indien, von dem Hof und dem Parlament abhängig zu machen. Sie bedienten sich des Umstandes der die Compagnie drückenden Schulden, und der erste Minister Lord North schlug dem Parlament vor, daß die Nation der Compagnie die Gelder zu Bezahlung dieser Schulden unter der Bedingung vorschiesse sollte, wenn dagegen die Besitzungen derselben in Ost-Indien von dem König und dem Parlament abhängig gemacht würden. Es verursachte dieses manche Debatten, und noch scheint es unentschieden, welche Parthey die Oberhand behalten werde. Die Gegen-Parthey hat sich erboten, durch eine Subscription die nöthigen Gelder zu Bezahlung der Schulden, ohne Zuziehung des Hofes und des Parlaments, herbey zu schaffen. Der sich um die Nation und die Compagnie so verdient gemachte Lord Clive wurde dabey wegen seiner in Asien erworbenen Reichthümer angegriffen; Man verlangte Rechenschaft von ihm, und schien nicht ungeneigt zu seyn, einen Mann, dem man nach glücklicher Beendigung seiner Verrichtungen mit den größten Empfindungen des Dankes, und

Merk-

Merkmalen der Erkenntlichkeit für seine geleisteten Dienste in seinem Vaterland empfangen hatte, nunmehr als einen bloßen Miethling nach den strengsten Rechten zu behandeln. Allein endlich wurde er durch Mehrheit der Stimmen, von allen Untersuchungen frey gesprochen. Die Admiralität hat eine neue Einrichtung bey den Kriegsschiffen gemacht, wodurch dieselben geschwinder und nützlicher zu gebrauchen sind.

Das Schicksal der Jesuiten scheineth nun entschieden zu seyn. In Rom und dem ganzen Kirchenstaat, in Spanien, Frankreich, Neapel, und den Staaten des Herzogs von Parma wird der Orden völlig aufgehoben. In dem Kirchenstaat werden Anstalten zum Unterhalt dieser Ordensgeistlichen gemacht. Sie sollen alle secularisirt, und die Studenten ihren Familien zurück geschickt werden. Zu Bologna haben sie schon ihre Schulen schliessen müssen. Ein gleiches wird auch in den andern Catholischen Ländern geschehen, wann deren Regenten bey dem Pabst darum ansuchen. Indessen scheint der Römisch Kaiserliche Hof sich dieses Ordens noch anzunehmen, und soll deshalb bey dem Pabst Vorstellungen gethan haben. In Frankreich wird noch auf die Aufhebung mehrerer geistlichen Orden angetragen. Die Mailändischen Verordnungen wegen der Ordensgeistlichen sind vortreflich, und merkwürdig. In dem Oesterreichischen ist den Geistlichen Ständen völlig verboten, Geld auf Anlehn, es sey auch in welchem Fall



Fall es wolle, anzunehmen. Auch die Venezianer suchen die Geistlichkeit immer enger einzuschränken und abhängiger zu machen. Ausser einer neuen Schatzung, welche der Senat ohne Päpstliche Einwilligung aufgelegt, sollen nun auch alle Klöster den Zehnten Theil ihres Silbers und ihrer sonstigen Kostbarkeiten in die Landcasse abgeben.

Der letzt verstorbene König von Sardinien soll auf seinem Todtbette in den allerbeweglichsten Ausdrücken von seinem Nachfolger verlangt haben, das Gleichgewicht von Italien zu unterhalten, und sich in keine anderweitige Streitigkeiten der übrigen Mächte von Europa einzumischen.

Die dem neuen Könige wegen seiner Thronbesteigung von den Ständen angebothene Million hat derselbe großmüthig ausgeschlagen. „Er bedürfe dieser Beyhülfe nicht, und zähle in zukünftigen möglichen Fällen auf die Liebe seiner Unterthanen,“ ist seine Antwort gewesen; und eine solche Antwort ist eines Königs würdig!

Verschiedene Nachrichten versichern, daß der von seinen Unterthanen angebetete Großherzog von Toscana eine Summa von 4 bis 5 Millionen Römischer Thaler versiegelt im Schatz niederlegen lassen, und daß dessen Finanzen in dem besten, und dessen Lande in dem blühendsten Stande sich befinden sollen.

König Gastav III. in Schweden hat eine Verordnung zur Beförderung der Bevölkerung des Reichs ausfertigen lassen. Nach solcher sind alle Bauern und Landleute nebst ihren Weibern und Wittwen, wenn sie vier oder mehrere Kinder haben, von allen persönlichen Abgaben frey. Ein gleiches wird, wenn sie sich in demselbigen Fall befinden, den Arbeitsleuten, Handwerkern, Fischern, welche keine Bürger sind, wie auch den Cavalleristen, Dragonern und Matrosen zugestanden. Ungeachtet der vielen Hospitäler und Lazarethe, worinn in Stockholm viele 1000 Arme unterhalten werden, ist diesen Winter eine unbeschreibliche Menge Armer gewesen, welche die Einwohner sehr belästiget haben. Der König hat daher befohlen ein Arbeits-Haus zu kaufen, worein die Bettelleute gehen, und ihr Brod mit Arbeiten verdienen können. Die Arbeiten sind nach ihrem Alter und Geschlecht eingerichtet. Das Arbeitshaus ist auch wirklich nach einer öffentlichen Verkündigung von den Canzeln eröffnet worden. Einige hundert haben sich bereits darinn eingefunden, um Wolle, Hanf und Flachs zu spinnen.

Die verwittbete Königin sind zur Regentin von Schwedisch-Pommern ernannt.

Der Prinz Carl von Hessen-Cassel beschäftigt sich in Norwegen, die Troupen in den besten Stand zu setzen, und überhaupt in diesem Königreiche viele nützliche Einrichtungen zu machen.

H. B. 3tes St.

U

Da



Da der Graf von Osten seine Stelle als Minister der auswärtigen Geschäfte am Dänischen Hofe niedergelegt hat, so bekleidet diese nunmehr der Graf von Bernstorff, ein Bruderssohn des ehemaligen so berühmten Staatsmannes.

* * * * *

VIII.

Theatralische Neuigkeit.

Das teutsche Singspiel, *Alceste*, (wovon der erste Theil des Merkurs in einer Reihe von kritischen Briefen bereits Rechenschaft gegeben hat) ist nach der vortreflichen Composition des Herzogl. Sachsen-Hildburghausischen Capellmeisters Hrn. Schweizer, auf dem hiesigen Hoftheater den 28. May d. J. zum erstenmal aufgeführt, und in der Folge bereits viermal wiedergegeben worden. Die Heldin des Stückes wurde von Mad. Koch, Parthenia von Mad. Hellmuth, vormaligen Mselle Heisin, Admet von Hrn. Hellmuth, und Herkules von Hrn. Günther vorgestellt. Der Verfasser würde undankbar zu seyn glauben, wenn er die gegenwärtige Gelegenheit nicht ergriffe, diesen Schauspielern wegen des ganz besondern Fleißes, womit jeder seiner Rolle Ehre zu machen sich beeyfert hat, öffentlich seine Verbindlichkeit zu bezeugen. Da dies

dies der erste Versuch in einer auf dem teutschen Theater ganz neuen Art ist, so muß allerdings ein Theil des Beyfalls, womit selbiger von dem Publico überhaupt, und besonders von vielen fremden und einheimischen Kennern aufgenommen worden, der Nachsicht beygemessen werden, welche man sich in solchen Fällen von billigen Richtern zu versprechen hat. Aber die tiefe Rührung, und die Thränen, deren sehr wenige Zuhörer sich enthalten konnten, waren doch wohl keine Würkung dieser Nachsicht; und soviel auch von dem Effect, den dieses Schauspiel auf alle auch nur einigermaßen empfindsame Zuhörer gemacht hat, den vereinigten Kräften der Dichtkunst und Musik und vornehmlich der vortreflichen Composition zuzuschreiben ist: so ist doch wohl unläugbar, daß die Illusion so groß nicht hätte seyn können als sie wirklich war, wenn die Schauspieler durch den charakteristischen Ausdruck ihres Gesangs und ihrer musikalischen Declamation, und durch die Lebhaftigkeit ihrer Action nicht sehr vieles dazu beygetragen hätten. Dies ist das wenigste was man über diesen Punct sagen kan, da man sich vorgenommen hat, sich hier in keine besondere Beurtheilung einzulassen. Der Autor eines Stücks kan sich aus einem solchen Detail nicht leicht ohne scheinbaren Vorwurf der Parteylichkeit herausziehen. Aber vielleicht findet sich unter denjenigen auswärtigen Zuschauern, auf welche kein Verdacht der Schmeicheley und Partheylichkeit fallen kan, und die um so richtiger urtheilen können,

U 2

weil



weil sie alles was in Italien, Frankreich und Teutschland in diesem Fache gesehen und gehört zu werden verdient, gesehen und gehört haben — vielleicht findet sich unter diesen einer, der es unternimmt, dem Publico von diesem Versuche einer teutschen Oper — der mit lauter jungen, in diesem Fache noch ganz ungeübten, und vorher meistens nur bey komischen Operetten gebrauchten Schauspielern gemacht wurde, — einen umständlichen und ins Besondere gehenden Begriff zu geben. Das, worinn Aller Urtheile übereinstimmen, ist, daß die Erwartung des Publici weit übertroffen worden; und daß man die Alceste nur vor einem Jahr als Milchmädchen, den Admet als Caspar und den Herkules als Niklas in der übersehten Laitiere (worinn übrigens alle drey sehr gut spielen) gesehen haben muß, um beynah mit Parthenien auszurufen: darf ich meinen Sinnen glauben? Schauspieler, die so anfangen, beweisen ein entscheidendes Talent, von dessen ferneren Uebung und Ausbildung unter dem Schuß eines Hofes, dem das teutsche Theater seine merkwürdigste Epoche zu danken hat, man noch sehr vieles zu erwarten berechtigt ist.

IX.

Eine nicht weniger

merkwürdige Seltenheit

(als ein Beytrag zur teutschen Litteratur-Geschichte
des Jahres 1773.)

Diesen Morgen, am Tage St. Johann des Täufers, welcher ist der 24te des Brachmonaths in diesem laufenden 1773. Jahre, nach der Dionysischen Zeitrechnung, erhalte ich, der Herausgeber des Merkur, einen Brief von der Post, dessen Inhalt meine geneigten Leser vermuthlich in kein geringeres Erstaunen setzen wird als mich selbst.

Der Brief war mit einem Signet, zween kreuzweis über einander gelegte Anker vorstellend, wohl versiegelt, und führte in sehr lesbaren Zügen folgende Aufschrift: à Monsieur Monsieur *Wieland*, Conseilleur de la Cour de S. A. S. Msgr. Le Duc de Saxe-Weimar et Eisenac, à Weimar, franco Jena. Als ich ihn erbrach, siehe, da enthielt er; was ich hier einem ehrsamem Publico, zur erlaubten Gemüthsergözung, von Wort zu Wort mitzutheilen die Ehre habe.



Pro Memoria.

„Sie haben in Ihrem Musen Almanach des
 „Hrn. v. Beusts vermischte Gedichte gewiß-
 „lich recht hämisch critisiret. Wollten Sie ein recht-
 „schaffen unpartheyischer Kunstrichter seyn, so hät-
 „ten Sie auch bestimmter sagen und zeigen sollen,
 „worinnen das Fehlerhafte eigentlich bestünde, da
 „Sie sich aber noch niemals in dem Felde der
 „Dichtkunst als ein wahrer Held gezeigt, so zwei-
 „felt man, ob Sie in Stande sind einen reinen
 „netten Vers gehörig zu beurtheilen. Ohne die
 „geringste Ursache haben Sie sich über sein Bildniß
 „aufgehalten, ich versichre aber bey meiner Ehre,
 „daß er ein ansehnlicher und recht wohl gewachsener
 „Cavallier sey — — — Er hat sein Buch nicht
 „vor düstere uncivilisirte Gelehrte geschrieben, die
 „ihren streitsüchtigen Geiser daran verschwenden soll-
 „ten, sondern viele mit ihm zu Felde gewesene
 „Hl. Officiers (darunter ich auch einer bin) haben
 „Ihn darum ersuchet, die damaligen Merkwürdig-
 „keiten aufzusetzen. Wenn Sie Ihn eines schwül-
 „stigen beschuldigen, so reden Sie wieder besser Wis-
 „sen und Gewissen, ja wieder die offenbare lautere
 „Wahrheit. Edle Kenner haben sein: Verse jeder-
 „zeit für reine, fließend und mit Wis gewürzet an-
 „erkennet. Zu großer Schande muß es doch warlich!
 „denen

denen meisten H.H. Gelehrten gereichen, daß sie in
ihren Schriften und Reden mehr vergallten Meid
blicken lassen, als der geringste und schlechteste
Handwerksmann, ob sie schon alle auf Universitä-
ten die beste Moral gehöret, und andere darinnen
unterrichtet könnten. Er hat sich nicht, wie man-
cher, in die Aufnahme derer Teutschen Gesellschaf-
ten angeboten, sondern man hat Ihn freywillig auf-
und angenommen. Er wird übrigens jederzeit
der rechtschaffenste Cavalier bleiben, der Er von
Jugend auf bey der honetten Welt gewesen, ohne
daß Dero unbedachte und unverdiente Tadelsucht
seinen bekantten caracteur verkleinern wird u.“

„Veridicus.“

P. S.

„Wollten Sie sich etwa darum an dem Hr.
von Beust rächen, daß Sie wegen einer über-
eilten Lobes Erhebung in einer bekantten
Vorrede stark gestriegelt worden, (*) so
wäre es sehr unschicklich und unverant-
wortlich u.“

U 4

Und

(*) Auch diese bekannte Vorrede und diese starke Striege-
lung gehört unter die vielen Dinge dieser Welt, wo-
von dem Herausgeber nichts bekannt ist. Doch, man
sieht ja wohl, daß sich der Hr. Briefsteller immer in
der Person irrt.



Und nun, was halten meine Leser von diesem Phö-
nomen? Wie ich zu der Ehre gekommen bin,
daß dieser Brief gerade an mich unschuldigen ge-
schrieben worden; oder wie es zugegangen, daß der
Verfasser desselben mich für den Herausgeber
des Leipziger Musen-Allmanachs hält, ist
mir ein unergründliches Geheimniß. Indessen
da ich eben nicht wünschen kann öfters mit solchen
Episteln beglückt zu werden, und da ich kein ander
Mittel weiß, dem Herrn *Veridicus*, der mir diese
unverdiente Ehre erweist, Antwort zu geben: so habe
ich mich genöthigt gesehen, mich dazu dieses öffentli-
chen Weges zu bedienen und zugleich das Publicum
zwischen dem Herrn von Beust, seinem Freunde
und mir zum Richter zu machen. Ich habe die
Ehre nicht den Herrn von Beust zu kennen; und
es scheint, daß dieser Cavallier sich mit meiner Be-
nigkeit in dem nehmlichen Falle befinden, und von
mir eben so wenig wissen dürfte als ich von ihm.
Um so mehr erfreut es mich also, von einem Officier,
der Feldzüge mit ihm gethan hat, und in dessen
Wahrhaftigkeit ich nicht den mindesten Zweifel sehe,
zu vernehmen; daß wohlersagter Herr von
Beust ein ansehnlicher und recht wohl gewachsner
Cavalier ist; daß Er einen reinen netten Vers
schreibt; und daß Er von verschiedenen teutschen
Gesellschaften freywillig zum Mitglied auf und an-
genommen worden ist. Und da ich, aus Gelegen-
heit dieses civilen Sendschreibens, nicht erman-
gelt habe, die Gedichte des Herrn von Beust (wel-
che mir schon vor geraumer Zeit, ich weiß nicht
mehr



und bequeme Leser so wohl, als für junge Personen, welche ihren Geschmack bilden wollen, eingerichtete Sammlung soll aus allerhand kleinen Stücken zusammen gesetzt seyn, aus Erzählungen, kurzen Romanen, interessirenden Anekdoten, Gesprächen, Briefen, leichten Poesien, flüchtigen Aufsätzen, u. s. w. Der Sammler will nicht nur von neuen Sachen die merkwürdigsten mittheilen; sondern auch aus alten Büchern, welche nicht mehr gelesen werden, aus allzufreyen Schriften, welche man der Jugend nicht in die Hände geben darf, und aus dem Wuste langweiliger Compilationen die schätzbarsten, nicht genug bekannt gewordenen Stücke hervorsuchen. Das längste derselben soll den Leser nicht über eine Stunde beschäftigen.

„Ich werde mich bemühen, sagt Herr L., mit der Einheit des Plans eine gefällige Verschiedenheit zu verbinden, und die Unregelmäßigkeit der Englischen Gärten nachzuahmen. Vielleicht entdeckt man zuweilen, mitten unter Blumen, einen Tempel, ein für heilige Geheimnisse bestimmtes Gehölz, Ruinen, ein Grab — et ego in Arcadia. Aber Munterkeit und Scherz, Kinder des Philosophischen Wises sollen der Anordnung des Ganzen vorstehen. Den weinerlichen Ton, insonderheit alles Langweilige und Schwerfällige werde ich mit Sorgfalt vermeiden . . . Oden, Elegien, und Heroïden müssen sehr gut seyn, um eine Stelle zu bekommen. „ Kurz, der Endzweck des Verfassers ist seine eigne und seiner Leser Belustigung. „ Sollte man dem ohnerachtet sich bey ihm unterrichten, so ist es seine Schuld nicht: sondern man wird daraus schliessen, daß es dem lieben Gotte gefallen habe, seine Welt so einzurichten, daß fast überall das Nützliche in die Hülle des Vergnügens eingewickelt sey. „

Dies

Dies ist der Ton der Ankündigung des oben genannten Journals, durch welches man in den Stand gesetzt werden soll, mit wenigen Unkosten sich eine Handbibliothek für seine Erholungsfunden anzuschaffen. Genauigkeit und Zierde des Drucks sieht der Sammler als wesentliche Stücke an. Er verspricht schönes Papier, neue Lettern, vielleicht auch Bignetten. Uebrigens macht er es zu seiner Lieblingswissenschaft für andre zu sammeln, und zur Absicht seiner Reisen, die Sammlung zu bereichern und zu verschönern.

Herr L. ist uns — nicht dem Verfasser dieser Nachricht allein — sondern dem Herausgeber des Merkurs und dessen vornehmsten Mitarbeitern, auf seinen Reisen, verschiedentlich begegnet. Wir haben Gelegenheit gehabt, die eigenthümliche Stimmung seiner Seele und seines Geistes zu beobachten, und versprechen uns von seinem Unternehmen die glücklichste Ausführung. Uebrigens ist es schon ein günstiges Zeichen, daß er so gar seine Ankündigung vor dem gewöhnlichen Froste zu bewahren, und unterhaltend zu machen geußt hat.

Die Bedingungen zu obigem Journal sind folgende:

Vom Monat Juli angefangen, kommen jährlich 12. Theile, jeder von 8. Bogen in 8vo heraus. Der Preis der Subscription ist auf gutes gewöhnliches Papier 12. Französische Livres, auf Mittelsorte 18. Livres, auf grosses Holländisches Papier 24. Livres. Diejenigen, welche von der letzten Sorte verlangen, bezahlen gleich bey der Subscription; die übrigen, bey Empfang der sechs ersten Bände, im Anfange des künftigen Jenners; müssen aber vor dem 15ten September ihre Rahmen angeben,



Ben, weil nachher der Preis um ein Drittheil erhöht wird. Auf 10. Exemplare wird das eilfte umsonst zugegeben. Man kann sich melden, zu Amsterdam bey Hrn. Marc Michel Key, zu Zweybrücken bey Hrn. Fontanelle, zu Düsseldorf bey Hrn. Hof-Cammerrath Jacobi, zu Göttingen bey Hrn. Boie, zu Gotha bey dem Buchhändler Hrn. Dietrich, zu Halberstadt bey dem Buchhändler Hrn. Groß, zu Hamburg bey Hrn. Bode, zu Maastricht bey dem Buchhändler Hrn. Du Four, zu Neusschatel bey der typographischen Gesellschaft, zu Weimar bey dem Hofrath Wieland, zu Zürich bey den Hrn. Hrn. Orell, Geßner, Füßli und Comp.

Diejenigen, welche an Hrn. L. zu schreiben haben, belieben ihre Briefe nach Düsseldorf zu adressiren, und darauf zu setzen: Bey dem Hrn. Hof-cammerrath Jacobi.



Inhalt